

## 5. Raum- und Identitätskonstruktionen durch alltagskulturelle Praktiken

---

*Christel Balthes-Löhr, Andrea Binsfeld, Elisabeth Boesen, Laure Caregari, Norbert Franz, Markus Hesse, Eva Klos, Rachel Reckinger, Gregor Schnuer, Benno Sönke Schulz, Heinz Sieburg, Gianna Thommes, Britta Weimann, Christian Wille, Julia Maria Zimmermann*

### 5.1 SUBJEKTIVATIONEN UND SUBJEKTIVIERUNGEN

Das vorliegende Kapitel knüpft an das Kapitel 3 an und komplettiert die dort eingenommene theoretisch-konzeptionelle Perspektive. Während jenes in erster Linie Regierungstechniken, Normsetzungen und Sinnzuweisungen analysiert, beschäftigen wir uns mit der Frage, wie solche Techniken und Setzungen von Subjekten gelebt werden bzw. wie sie das Selbstverständnis der Einzelperson beeinflussen. Beide Kapitel gehen vom Foucaultschen Ansatz der Gouvernementalität (vgl. Foucault 2006) aus, um – mit jeweils unterschiedlicher Schwerpunktsetzung – das Zusammenwirken von Herrschaftstechniken (v.a. in Kapitel 3) und Subjektivierungstechniken (v.a. in diesem Kapitel) und die darin angelegten Raum- und Identitätskonstruktionen zu beleuchten. Zur Untersuchung dieses Zusammenwirkens wird in den hier präsentierten Fallstudien unterschieden zwischen dem Aspekt der Subjektivation, d.h. der Adressierung oder ›Anrufung‹ als Subjekt (vgl. Althusser 2010) und jenem der Subjektivierung, des Selbst-Verstehens (vgl. Bührmann/Schneider 2008); oder in anderen Worten: zwischen Prozessen der Aneignung und Zuschreibung sowie ihres Ineinandergreifens im Zuge von Alltagspraktiken (vgl. Reckinger/Wille/Schulz 2010). Der Schwerpunkt der folgenden Betrachtungen liegt dabei auf den in den Fallstudien empirisch zu beobachtenden Subjektivierungen.

Der Subjektbegriff erlebt in den Kulturwissenschaften gegenwärtig eine gewisse Konjunktur. Die aktuellen Formen der Beschäftigung mit dem Subjekt haben sich allerdings von der abstrakten, philosophischen Auseinandersetzung mit dem Subjektbegriff in hohem Maße gelöst. Die kulturwissenschaftliche Subjektanalyse befasst sich mit dem empirischen Subjekt und dessen verschiedenen (historischen) ›Subjektivierungsweisen‹. Sie beruht somit auf einer Umkehrung der

klassischen Beziehung zwischen dem philosophischen Subjektbegriff und dem empirischen Subjekt, wie sie für das 18. und 19. Jahrhundert kennzeichnend war.

Im Folgenden soll in einem ersten Schritt aufgezeigt werden, wie das klassische Subjektverständnis seit Ende des 19. Jahrhunderts in Frage gestellt und die Differenzierung zwischen transzendentelem und empirischem Subjekt aufgehoben wurde. In einem zweiten Schritt wird die theoretische Grundlage der Subjektanalyse, wie sie sich in den Fallstudien wiederfinden wird, vorgestellt und die Verknüpfung zwischen Gouvernamentalität und Subjektivation/Subjektivierung dargelegt. Schließlich wird die forschungspraktische Operationalisierung des entwickelten konzeptionellen Rahmens ausgeführt.

### 5.1.1 Überblick zur Entwicklung des Subjektbegriffs

Während des 18. Jahrhunderts bildete sich ein bestimmtes Subjektverständnis in der Erkenntnistheorie heraus. Diese Entwicklung kann auf René Descartes Dualismus zurückgeführt werden und mündet in Immanuel Kants Transzendentalphilosophie (vgl. Benedikter 2011: 767). Kants Subjekt zeichnet sich gegenüber dem Objekt als aktiv wahrnehmend aus und existiert *a priori* – es ist nicht eine Folge von Sinneswahrnehmungen, sondern es ist ein ›transzendentes Ich‹ (vgl. Kant 1868). Er beschreibt dadurch ein Subjekt, das als Grundlage für sinnliche Wahrnehmungen gegeben ist (vgl. ebd.: 115ff.) und subjektive Einflüsse auf sich selbst durch den Verstand überwinden kann. Das Subjekt ist hier zentriert, d.h. es ist aktiv wahrnehmend und das Verstehen dieser Wahrnehmungen ist universal und objektiv *möglich*, da der Verstand und die reine Vernunft *a priori* gegeben sind.

Im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts trat eine Reihe von Subjektbegriffen auf, die das abstrakte, transzendente Subjekt als Grundlage des Selbst in Frage stellen. Hinzuweisen ist hier nicht zuletzt auf Marx und Engels, die die Subjekt-Objekt-Dichotomie beibehalten und auf die Relation Arbeiter – Produkt übertragen. Ihr Subjektbegriff beschreibt das ›Selbst‹ als das Produkt sozialer Handlung (vgl. Marx/Engels 1969: 20). Für die spätere, als postmodern zu kennzeichnende Auffassung von der Dezentrierung des Subjekts sind die Arbeiten von Sigmund Freud und Friedrich Nietzsche wegweisend. Die Frage nach der Entstehung des Selbstbewusstseins spielt in Sigmund Freuds Psychoanalyse eine wichtige Rolle. Das triebgesteuerte ›Es‹ und das wertorientierte ›Über-Ich‹ stehen in Konflikt; als dessen Ergebnis entsteht das ›Ich‹. Es gibt folglich kein transzendentes Subjekt im Kantschen Sinne, sondern einen Balanceakt, der sich im Bewusstsein als ein Aufeinandertreffen von Normen, Trieben und Reflektion manifestiert. Der Einfluss des Freudschen Subjektbegriffs ist bei poststrukturalistischen Denkern wie Jacques Lacan, Roland Barthes, Julia Kristeva und Judith Butler deutlich zu erkennen.

Von Bedeutung für die neuere kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Subjektbegriff ist insbesondere Friedrich Nietzsche, der die Vorstellung

von einem transzendentalen Subjekt und den ihm zugehörigen Freiheitsbegriff als eine Illusion bezeichnet:

»Das Erkennen, das absolute und folglich auch das relative, ist ebenfalls *nur eine Fiktion!* Damit fällt denn auch die Nöthigung weg, ein Etwas das ›erkennt‹, ein Subjekt für das Erkennen anzusetzen, irgend eine reine ›Intelligenz‹, einen ›absoluten Geist‹ – diese noch von Kant nicht gänzlich aufgegebene Mythologie [...] hat nunmehr ihre Zeit gehabt« (Nietzsche 2009 [1885]: 38 [14]).

Nietzsche versteht das ›Ich‹ plural, als sich selbst ungleich, nicht zentriert und ruft zur ›Selbstüberwindung‹ als einer Form der Freiheit auf. Seine Philosophie und deren Subjektbegriff werden als Auftakt zur postmodernen Theorie und als Ausweg aus der Moderne betrachtet (vgl. z.B. Habermas 1988: 120). Zugleich wird in der frühen Soziologie (Emile Durkheim, Max Weber, Georg Simmel) der Subjektbegriff im Sinne von ›Persönlichkeit‹ oder ›Identität‹ gefasst. Der Konzeption des Individuums in den Sozialwissenschaften liegt allerdings bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts weitgehend die Vorstellung eines *a priori* gegebenen, selbstbewussten ›Ich‹ zugrunde, welches in einer zu erforschenden Beziehung zur Gesellschaft steht.<sup>1</sup>

Es sind schließlich die spät- und postmodernen Denker, die das Subjekt als etwas Vorgegebenes erneut radikal in Frage stellen. Andreas Reckwitz (vgl. 2008: 124) beschreibt zwei Konkretisierungen dieser Perspektive, die zunehmend Anerkennung erfahren: 1) Michel Foucaults Subjektbegriff und die von ihm beeinflusste kulturwissenschaftliche Analyse von Subjektivierungsweisen und 2) das Konzept eines spezifisch postmodernen ›Selbst‹. Foucault versteht Kants Subjektbegriff als historisch-kontextuelles Konstrukt und lehnt, ähnlich wie Nietzsche, die Idee eines transzendentalen ›Ich‹ ab. Das Subjekt ist nach seiner Auffassung nicht eine Voraussetzung, die unter dem Einfluss von gesellschaftlichen Strukturen zu Handlungen befähigt, sondern es ist selbst ein Resultat der Handlungen, die wiederum historisch-kulturell situiert sind. Die zweite Konkretisierung besteht in der Formulierung neuer, postmoderner Subjektformen und wird von Autoren wie Mike Featherstone (1995) oder Zygmund Bauman (2000) hervorgebracht, die sich mit der Auflösung von festen, als natürlich verstandenen Sozialstrukturen in der Postmoderne befassen. Die klassische Differenzierung zwischen abstraktem (transzendentalen) und empirischem (positivistisch/deterministisch vorgeschriebenem) Subjekt ist nun kein zentrales Element der Subjektanalyse mehr. Die Auffassung vom Subjekt als einerseits sozial konstituiert

---

**1** | Die Gesellschaft ist hier mehr als eine Summe ihrer Individuen und wird insofern zum eigentlichen Forschungsgegenstand – Funktionalismus und Strukturalismus befassen sich nicht mit den Beziehungen zwischen Individuen, sondern mit jenen zwischen Individuum und Gesellschaft.

und andererseits das Soziale konstituierend bildet hier die Grundlage der Betrachtungen.

### 5.1.2 Theoretische Grundlagen der kulturwissenschaftlichen Subjektanalyse

Die aktuelle kulturwissenschaftliche Subjektanalyse befasst sich mit dem empirischen Subjekt, d.h. ihr geht es nicht um das philosophische Problem der Bestimmung eines allgemeinen Subjektbegriffs. Gleichwohl wird das theoretische Verständnis, das ihr zugrunde liegt, weithin geteilt: das Subjekt ist keine autonome, *a priori* gegebene Größe, die die Grundlage von Erkenntnis und Handeln darstellt, sondern das Ergebnis bestimmter kultureller Subjektivierungs- und Subjektivationsweisen, die zu untersuchen sind. Das kulturwissenschaftliche Interesse gilt also nicht dem Subjekt, sondern den historisch-kulturell spezifischen Subjekttypen, genauer gesagt, den Prozessen ihrer Herausbildung. Dabei richtet die jüngere Forschung ihr Augenmerk jedoch ausdrücklich auf die Subjektivierungsweisen. Es geht ihr nicht um eine Analyse des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, bei der Individualisierung als Befreiung des/der Einzelnen von sozialen Zwängen aufgefasst wird, sondern darum, »wie sich dieses ›Individuum‹ in [...] körperlichen oder psychischen Eigenschaften, die ihm vermeintlich Autonomie sichern, aus hochspezifischen Schemata zusammensetzt« (Reckwitz 2008a: 15).

Die kulturwissenschaftliche Subjektanalyse nimmt demnach eine kritische Distanz gegenüber ihrem Gegenstand ein: Eigenschaften werden als nur scheinbar gegeben und vorkulturell aufgefasst und es wird nach den »kaum bewussten oder transparenten kulturellen Prozessen der Stabilisierung und Destabilisierung« dieser Eigenschaften – »de[r]n gesellschaftlichen Subjektordnungen, in die der Einzelne mehr oder weniger unproblematisch einrückt« (Reckwitz 2008a: 16f.) – gefragt.<sup>2</sup> Befördert wurde das Interesse an kulturellen Subjektivierungs- und Subjektivationsweisen durch grundlegende theoretische Entwicklungen des Poststrukturalismus; ein wichtiger Impuls ging dabei v.a. von der Hypothese einer postmodernen Transformation des Selbst aus, die die Grundlage bildet sowohl der Revision des bürgerlichen Subjektbegriffs als auch der Analyse zeitgenössischer Subjektivierungs- und Subjektivationsprozesse.

In diesem Kapitel meint Subjektanalyse in erster Linie eine Befragung von sozialen Praktiken auf die in ihnen artikulierten Subjektkonstitutionen, wobei Subjektkonstitution verstanden wird als das dynamische Verhältnis von Subjektformierungen und Subjektpositionierungen bzw. Zuschreibungen (*Subjektivationen*) und Formen des Selbstverständnisses und Selbstverhältnisses bzw. Aneignungen (*Subjektivierungen*). In diesem Prozess werden implizite Vorgaben auf

2 | Anregungen hierzu stammen u.a. aus der amerikanischen *Culture and Personality School*.

unterschiedliche Weise verinnerlicht, reproduziert, verschoben oder auch überwunden. Subjektkonstitutionen sind demnach – ebenso wie die aus ihnen resultierenden Identitäten – kontingente Formierungen, nicht frei von Widersprüchen und stets vorläufig. Subjektkonstitution ist ein die soziale Praxis durchziehender, allgegenwärtiger, kontinuierlicher Vorgang.

Das hier in den Blick genommene ›Subjekt‹ ist nicht gleichzusetzen mit einem Individuum. Vielmehr handelt es sich um historisch wandelbare Subjektformen, die es ermöglichen, dass der/die Einzelne als Subjekt angesprochen, *subjektiviert wird* und dass er/sie sich selbst als Subjekt erfährt, *sich subjektiviert*. Subjektivierungen umfassen dabei zugeschriebene kulturelle Typisierungen, Anforderungskataloge oder Muster des Erstrebenswerten. Subjektivierungen dagegen stehen für Selbstentwürfe der Einzelperson, die sich an Subjektivierungen orientieren, was ebenso die Möglichkeit einschließt, dass der/die Einzelne an dem Anspruch scheitern kann, den Subjektivierungen folgend zum Subjekt zu werden. Die theoretische Herangehensweise, die dieses empirisch offene und z.T. konfliktuelle Spannungsverhältnis zwischen Subjektivierung und Subjektivierung in den Mittelpunkt rückt, beschreibt Reckwitz (2008b: 80) folgendermaßen:

»Das wichtigste Merkmal der poststrukturalistischen Perspektive auf das Subjekt besteht [...] darin, dass sie [...] Subjektordnungen nicht als Resultate homogener und eindeutiger Codes analysiert, sondern als kulturelle Gebilde, in denen eine widerspruchsfreie und stabile Subjektivität immer wieder scheitert und torpediert wird: etwa dadurch, dass sich unterschiedliche Diskursordnungen unberechenbar überlagern, dass Zuordnungen von Signifikanten zu Identitätssignifikanten sich als mehrdeutig erweisen oder Subjektkulturen sich als Räume permanenter Definitionskonflikte herausstellen.«

Die Fallstudien in diesem Kapitel legen – in Anlehnung an den Foucaultschen Gouvernementalitätsbegriff – Prozesse der Subjektkonstitution offen, indem sie sich bestimmten Praktiken und Diskursen der Raum- und Identitätskonstruktion in Grensräumen zuwenden. Sie untersuchen also Zusammenhänge, in denen in besonderem Maße von mehrdeutigen, widersprüchlichen und fragilen Subjektkonstitutionen ausgegangen werden darf. Im Folgenden wird dargelegt, wie das hier verwendete Begriffsinstrumentarium mit dem für diesen Band insgesamt wichtigen Foucaultschen Konzept der Gouvernementalität und der Subjektanalyse verknüpft wird.

### 5.1.3 Gouvernementaler Zugang zu Subjektkonstitutionen

Um die Frage nach den Subjektkonstitutionen, die aus Subjektivierungs- und Subjektivierungsprozessen hervorgehen, unter eine analytische Klammer zu fassen, hat sich der Gouvernementalitätsansatz für die unterschiedlichen Erkenntnisinteressen der Autor/-innen dieses Kapitels als gewinnbringend erwiesen. Es handelt sich hierbei um ein integratives Konzept, das die Wechselwirkungen zwi-

schen Herrschafts- und Selbsttechnologien in den Blick nimmt, indem es »allgemein die wechselseitige Konstituierung von Machtformen, Wissenspraktiken und Subjektivierungsformen adressiert« (Bührmann/Schneider 2008: 70). Anders formuliert: Gouvernamentalität verweist »auf unterschiedliche Handlungsformen und Praxisfelder, die in vielfältiger Weise auf die Lenkung und Leitung von Individuen und Kollektiven zielen« (Lemke 2008: 260). Dabei kann es sich um die Leitung *Anderer* handeln (etwa auf der makrosozialen Ebene einer staatlichen Verwaltung oder etwa auf der mikrosozialen Ebene von Ratgeberliteratur) sowie um die Leitung des *Selbst* (auf der mikrosozialen Ebene der ethischen Selbstdisziplinierung).

Ein besonderes Augenmerk des Ansatzes liegt auf der *Verschränkung von Herrschafts- und Selbsttechniken*, wobei letztere, wie oben bereits deutlich gemacht, im Fokus des vorliegenden Kapitels stehen. Gouvernamentalität »integriert nicht nur zahlreiche zwischen-, sub- und transstaatliche Akteure, sondern verweist v.a. auf vielfältige Kreuzungspunkte von Machtverhältnissen, in denen überhaupt erst konkrete Handlungsweisen, bestimmte Dispositionen und Subjektivitäten erzeugt werden« (Gertenbach 2012: 112). Auf der in diesem Kapitel bevorzugt behandelten mikroanalytischen Ebene findet die gouvernementale Regierungsweise ihren »spezifischen Ausdruck [...] im Einwirken auf den Handlungsbereich der Subjekte und in der Formung und Gestaltung bestimmter Formen von Subjektivität« (ebd.), die in den Fallstudien mit Blick auf Raum- und Identitätskonstruktionen in alltagskulturellen Praktiken analysiert wird.

In rezenten Publikationen zum Begriff der Gouvernamentalität wird mehrfach dessen Scharnierfunktion zwischen Macht, Wissen und Subjektivität betont. Angesprochen wird damit, dass durch das jeweilige Zusammenspiel von Macht und Wissen jeweils unterschiedliche Formen der Subjektivität erzeugt oder »nahegelegt« werden (ebd.: 114). Wissen fasst Foucault äußerst heterogen als Sammelbegriff für wissenschaftliche Erkenntnisse, legitime ›Hochkultur‹, diverse offizielle Kanons; aber auch alltagskulturelle Evidenzen, nicht-diskursive Erfahrungsbestände u.ä. zählen dazu. Dieses Wissen ist nicht nur nie neutral, sondern es reguliert, was jeweils in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern oder Epochen als wahr erscheint. Innerhalb dieses Rahmens haben Personen einen bestimmten Handlungsspielraum mit *äußerst zahlreichen – aber nicht beliebigen – Wahlmöglichkeiten* (vgl. Baltes-Löhr/Prüm/Reckinger/Wille 2010).

In den folgenden Fallstudien steht die gouvernementale Situierung von Selbstverhältnissen in Verbindung mit räumlichen Aspekten der Identitätskonstruktion im Vordergrund. In diesem Untersuchungsfeld ist eine Vielzahl von z.T. synonym verwendeten Begriffen vorzufinden: Im Zusammenhang mit Subjektivation wird von Prozessen der Subjektformierung, Subjektpositionierung, Regierungspraktiken, Disziplinierungspraktiken usw. gesprochen, während im Zusammenhang mit Subjektivierung von Selbst-Praktiken, Technologien des Selbst, Selbstregierung, Selbstführung usw. die Rede ist (vgl. Bührmann/Schneider 2008). Diese unterschiedlichen Wendungen verweisen jeweils auf Aspekte

des folgenden grundlegenden Zusammenhangs: »Regierungstechnologien zielen [...] auf bestimmte Praktiken der Selbstsorge hin, leiten Individuen zu selbstverantwortlichem und rationalem Verhalten an« (Gertenbach 2012: 117). Diese Art der Führung, in der sich »Individuen – ohne dazu ›gezwungen‹ zu werden – durch verinnerlichte Normen oder Wertvorstellungen häufig widerstandslos in das Gefüge der Kräfteverhältnisse einpassen« (Füller/Marquardt 2009: 89), zeigt die inhärente Doppeldeutigkeit des Begriffs der Führung auf: »einerseits, andere (durch mehr oder weniger strengen Zwang) zu lenken und andererseits, sich (gut oder schlecht) aufzuführen« (Foucault 2005: 286). Dieses auf verinnerlichtem Wissen basierende ›Sich-Aufführen‹ von Subjekten und die Frage nach dessen Einpassung in bestimmte kontextuell-normative Gefüge stellen den gemeinsamen Gegenstand der acht Fallstudien dar. Bei diesen pluralen, relationalen, reflexiven und mehrdeutigen Identifizierungen und Selbstdisziplinierungen geht es um lebensweltliche Entscheidungen und Positionierungen – kurz um ›Identitätsarbeit‹ (vgl. Keupp et al. 2006) –, die auf der Grundlage von ungleich verteilten Ressourcen vorgenommen werden. Trotz dieser Ungleichheit folgen »Entscheidungen diskursiven Strukturen, die an einem spezifischen Risikoszenario ausgerichtet sind und bestimmte Entscheidungen wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher machen« (Füller/Marquardt 2009: 90). Diese Wahrscheinlichkeiten sind nicht für alle gleich, doch ihr Prinzip gilt für alle. Insbesondere auf Handlungsprozesse achtend, fassen wir somit das *relationale* Subjekt in den Fallstudien dieses Kapitels weder als

»eine Transzendentalie mit Eigenschaften, die ihm *a priori*, d.h. vor aller Erfahrung, zukommen, noch lässt es sich in seiner mentalen Struktur unabhängig vom kulturellen Kontext zum Objekt empirischer Forschung machen. [...] Das Subjekt emanzipiert sich nicht kurzerhand aus sämtlichen kulturellen Formen, sondern ist ein Korrelat wechselnder Subjektivierungsweisen. [...] Statt das reflexive Subjekt vorauszusetzen, wird es dann als Produkt hochspezifischer kultureller Subjektivierungsweisen sichtbar« (Reckwitz 2008a: 13 und 16).

Genau hier setzt unsere empirische Analyse an: Aus der Perspektive von unterschiedlichen mikroanalytischen Subjektivierungsweisen nehmen wir gleichzeitig die damit verschränkten Aspekte der Subjektivierung in den Blick. Im Sinne der Gouvernamentalität kreuzen wir also Aspekte der Subjektivierung, d.h. die Frage nach der Art und Weise, wie Individuen adressiert werden, mit Aspekten der Subjektivierung, d.h. die Frage nach der Art und Weise, wie Individuen sich selbst verstehen, in Bezug auf die *implizit* an sie adressierten Diskurse und die jeweils unterschiedlichen individuell geleisteten Verinnerlichungen. Zusammenfassend kann festgehalten werden:

»Das Verhältnis zwischen den beiden analytischen Dimensionen von Subjektivierung/Subjektivierung ist somit ein empirisch zu klärendes gemäß den jeweils vorfindbaren Identi-

tätsvorgaben und deren – wie nahtlos oder gebrochen auch immer – nachweisbaren Aneignungen als empirisch rekonstruierbare Identitätsmuster« (Bühmann/Schneider 2008: 71f.).

#### 5.1.4 Operationalisierung des theoretisch-konzeptionellen Rahmens

Bei der Operationalisierung des Forschungsansatzes haben wir uns u.a. an der praxeologischen Heuristik, wie Reckwitz (2008a: 135ff.) sie vorschlägt, und an den entsprechenden analytischen Kategorien orientiert. Diese Heuristik erscheint besonders für Untersuchungen im Kontext der Grenze fruchtbar, da sie auf die Untersuchung von ›Vollzugswirklichkeiten‹ abgestimmt ist, sodass kontingente Prozesse betrachtet und Raum- und Identitätskonstruktionen sowohl als Voraussetzungen als auch als Ergebnisse von Praktiken des *Doing Space* oder *Doing Identity* untersucht werden können. Der Begriff der Praktiken nimmt innerhalb dieses Analyserahmens einen zentralen Stellenwert ein. Er erlaubt es, ›zu nationalen Grenzen quer liegende‹ Subjektkonstitutionen zu untersuchen, wenn insbesondere für Grenzregionen davon ausgegangen wird, dass

»Bedeutungen, Identitäten und Praktiken [...] nicht entweder in der einen oder der anderen Kultur [liegen]«, sondern die Welt »vielmehr einer Kulturmelange im Sinne einer wechselseitigen kulturellen Durchdringung globaler und lokaler Sinnbezüge [gleich], die in den alltäglichen Praktiken mobilisiert und reproduziert werden« (Reuter 2008: 270).

Die folgenden Untersuchungen stützen sich auf diesen Praktikenbegriff, um dem kreativ-ereignishaften Potential von Subjektkonstitutionen, aber auch der für Grenzregionen anzunehmenden gesteigerten Komplexität und Kontingenz kultureller Formen gerecht zu werden. Der Praktikenbegriff ist an das oben entwickelte Subjektverständnis anschlussfähig, insofern »es sich bei den praxeologischen Subjekten nicht um Erkenntnissubjekte [handelt], sondern [um] empirische Projekte, die innerhalb der jeweiligen Praktik beschrieben werden« (Berger 2013: 315). Dieser Auffassung folgend existieren Subjekte nur innerhalb des Vollzugs von Praktiken, weshalb die Frage nach Subjektkonstitutionen bzw. Identitäten immer nur als Frage nach den sozialen Praktiken mit den entsprechenden Teilaspekten der Subjektivierung und Subjektivation bearbeitet werden kann.

Der Praktikenbegriff setzt sich vom Handlungsbegriff insofern ab, als dass soziales Handeln im ›klassischen Sinn‹ als eine soziale Erscheinung zu verstehen ist, die durch ein mentales Handlungszentrum der Akteure ausgelöst und gesteuert wird. Dieses innere Zentrum repräsentiert dabei einen Ort von nicht sichtbaren Motiven, Werten, Normen usw., die das äußere sichtbare Handeln anleiten. Dieser Dualismus des lenkenden inneren Apparats und des äußeren wahrnehmbaren körperlichen Handelns wird mit dem Praktikenbegriff überwunden (vgl. Schmidt 2012: 56). Hier wird davon ausgegangen, dass

›Handlungen‹ nicht als diskrete, punktuelle und individuelle Exemplare vorkommen, sondern [dass] sie im sozialen Normalfall eingebettet sind in eine umfassendere, sozial geteilte und durch ein implizites, methodisches und interpretatives Wissen zusammengehaltene Praktik als ein typisiertes, routinisiertes und sozial ›verstehbares‹ Bündel von Aktivitäten. Das Soziale ist hier nicht in der ›Intersubjektivität‹ und nicht in der ›Normgeleitetheit‹ [...] zu suchen, sondern in der Kollektivität von Verhaltensweisen, die durch ein spezifisches ›praktisches Können‹ zusammengehalten werden: Praktiken bilden somit eine emergente Ebene des Sozialen, die sich jedoch nicht in der ›Umwelt‹ ihrer körperlich-mentalenen Träger befindet« (Reckwitz 2003: 289).

Im Folgenden sollen einzelne Aspekte dieses Begriffs unter analytisch-empirischen Gesichtspunkten erläutert werden, so wie sie in den folgenden Fallstudien verwendet werden.

*Kollektivität und Vollzug:* Der Praktikenbegriff betont den kollektiven Charakter von menschlichen Aktivitäten, wobei symbolische Ordnungen bzw. kulturelle Codes nicht als ›außerhalb der Praktik seiend‹ aufgefasst werden, sondern als in den sozialen Praktiken angelegt und durch diese hervorgebracht. Über die sozialen Praktiken entfalten Deutungsmuster oder symbolische Machtverhältnisse erst ihre Existenz und Wirkung (vgl. Moebius 2008: 60). Robert Schmidt (2012: 57) betont in diesem Zusammenhang, dass der Praktikenbegriff »Konzepte und Vermögen wie Intentionalität, Bewusstheit und Reflexivität« keinesfalls ausblende, sondern diese »praxeologisch reformuliert«. Das bedeutet, dass das analytische Augenmerk auf das beobachtbare Tun (*doing*) und die in ihm manifest werdenden Fähigkeiten und Sinnstrukturen zu richten ist. Diese Merkmale des Praktikenbegriffs ermöglichen in den Fallstudien einen weitgehend voraussetzungsfreien Zugang zu Fragen der Raum- und Identitätskonstruktion. So wird z.B. bei der Rekonstruktion von (grenzüberschreitenden) Sprachräumen die Sprachenwahl der Befragten erhoben, um unabhängig von vorgängig normativ definierten Sprachräumen die tatsächlichen Sprachpraktiken im Grenzraum zu erfassen. In einer anderen Studie werden die empirisch beobachtbaren Ernährungspraktiken und Werthaltungen der Befragten untersucht, um auf diese Weise zu bestimmen, welche Konzepte von Nachhaltigkeit tatsächlich praktiziert werden. Auch Erinnerungspraktiken und die mit ihnen verbundenen Sinndeutungen werden – zunächst ungeachtet nationaler oder regionaler Normierungen – in ihrem direkten Vollzug untersucht.

*Routiniertheit und Unberechenbarkeit:* Der Praktikenbegriff betont weiter den routinisierten *und* den kreativ-unberechenbaren Charakter von menschlichem Handeln. Damit wird sowohl die Repetitivität von Praktiken als auch ihre situative und kontextuelle Adaptivität zum Gegenstand der Analyse (vgl. Reckwitz 2009: 174). Forschungspraktisch wird es damit möglich, die ›im Detail dechiffrierbare[n]‹ unreine[n] Kombinationslogik diverser kultureller Elemente in den Praktiken, Diskursen, Subjektivierungen und Praxis-/Artefaktesystemen« (Reckwitz 2010: 195) in den Blick zu nehmen. Der reproduktiv-routinisierte Charakter

von Praktiken, wie ihn besonders Bourdieu betont, und ihr kreativ-ereignishafter Charakter, wie er v.a. bei Derrida oder Butler erscheint, bilden zwei Seiten einer Medaille (vgl. Reckwitz 2009: 174). Diese Betrachtungsweise hebt auf die Kontingenz sozialer Logiken ab und damit auf kulturellen Wandel – ein Aspekt, der bei Untersuchungen in Grenzräumen von besonderer Bedeutung ist. So wird in den Fallstudien z.B. gezeigt, wie sich Erinnerungspraktiken entwickeln, die etablierten Diskursen entgegenlaufen, wie sich Routinisiertheit und Reflexivität im Rahmen von Ernährungspraktiken verschränken oder welche Strategien eingesetzt werden, um sprachenbezogener Unberechenbarkeit zu begegnen.

*Materialität und Räume:* Praktiken sind ferner nicht nur beobachtbar über körperliche Performanz, wozu auch Sprache und andere symbolische Formen gehören, sondern sie manifestieren sich ebenso *in* bzw. *mit* Artefakten. Die materielle Dimension der Körper und Artefakte kann z.B. Technologien, Architekturen oder räumliche Strukturierungen umfassen und zugleich als Teil eines Diskurses aufgefasst werden. Diskurse werden dann nicht verstanden als ein Reden über bestimmte Sachverhalte, sondern als Elemente, die kulturelle Repräsentationen produzieren und Gegenstände bilden, indem sie von ihnen sprechen. So stellen Diskurse selbst wiederum Praktiken dar: »Praktiken der Repräsentation« (Reckwitz 2006: 43) oder »Diskurspraktiken« (Foucault 1981), die – wie alle Praktiken – eine materiale Verankerung aufweisen (z.B. Grabsteine, Zeitungsartikel, Gemälde usw.) und als »gesellschaftliche Produktionsorte von Wissensordnungen« (Reckwitz 2010: 191) Diskurse mit den in ihnen angelegten Subjektivierungen oder Subjektivationen realisieren. Artefakte sind als »Quasi-Objekte« (Latour 2008) und damit als Bestandteile von Praktiken aufzufassen, die darauf befragt werden, wie sie Praktiken beeinflussen, indem sie gehandhabt werden, und wie sie Praktiken ermöglichen oder einschränken (vgl. Reckwitz 2010: 193). Dieser Fokus auf Aneignungs- bzw. Verwendungsweisen von Artefakten ermöglicht Anschlüsse an raumtheoretische Überlegungen: »Dadurch, dass sämtliche soziale Praktiken [...] sich als *spatializing* betrachten lassen und den Raum und dessen Artefakte auf bestimmte Weise organisieren, ist [...] ein weiteres umfangreiches Feld der Subjektanalyse gewonnen« (Reckwitz 2008b: 91). Damit sind Artefaktekonstellationen und/oder raumbezogene bzw. raumgenerierende Sinndeutungen angesprochen, die hier unter den Terminus der Raumkonstruktionen gefasst werden. Der auf diese Weise zu untersuchende »Raum ist kein Behälter, sondern ein prozessualer, relationaler Raum der Praktiken und Beziehungen zwischen verkörperten Teilnehmerinnen, Artefakten, Orten und Umgebungen« (Schmidt 2012: 240). In den folgenden Fallstudien wird diese Art der Betrachtung von Materialität und Raum aufgegriffen; es geht dort z.B. um die Bedeutung räumlicher Kategorien in Ernährungspraktiken, um die Repräsentationen von (grenzüberschreitenden) Räumen, um Arbeitersiedlungen als ein räumlicher Nexus von sozialen Praktiken oder um die räumliche Verteilung von Sprachpraktiken. Dabei wird untersucht, wie die an den jeweiligen Raumkonstruktionen beteiligten Arte-

fakte die Praktiken der Repräsentation, z.B. im Zusammenhang mit Familienidentitäten oder Erinnerungspraktiken, beeinflussen.

*Praktisches Wissen:* Ein weiterer und mit den bisher besprochenen Aspekten im Zusammenhang stehender Bereich der Analyse von Subjektkonstitutionen ist das praktische Wissen. Darunter werden verschiedene Wissensformen gefasst, die eine Sinngrundlage bilden für soziale Praktiken; das praktische Wissen fließt in die Praktiken ein, während es gleichzeitig durch sie hervorgebracht wird (vgl. Reckwitz 2004: 320). Wissen wird somit nicht als eine gegebene Fähigkeit zum Handeln verstanden, sondern es ist nur in seiner Prozesshaftigkeit, d.h. nur in Verbindung mit Praktiken, rekonstruierbar. Solches Wissen ist über »Unterscheidungen strukturiert, die auch den Rahmen dafür bieten, wie konkrete Dinge in einer Praktik zu interpretieren und wie sie praktisch zu handhaben sind« (Reckwitz 2010: 193). Diese Unterscheidungen geben also Orientierung dafür, was ›richtig‹ oder ›diskreditierend‹ ist (vgl. ebd.: 194). Sie stellen Codes dar, die häufig binär konstruiert sind, jedoch auch komplexer sein und ganze Systeme von Unterscheidungen umfassen können. Für die Untersuchung von Subjektkonstitutionen gilt es, diejenigen im praktischen Wissen angelegten Codes herauszuarbeiten, die bestimmen, was das Subjekt ›ist‹ und sein soll. Dabei ist auch der Frage nachzugehen, inwiefern verschiedene Codes, die kulturell erwünschte oder auch verworfene Subjektmodelle prägen, sich in Subjektkonstitution überlagern oder miteinander konkurrieren.

Diese Prozesse, die Aufschluss geben über Dynamiken von Identitätskonstruktionen, lenken den Blick auf das Zusammenspiel von Subjektivations- und Subjektivierungsprozessen, das sich empirisch in jeweils unterschiedlicher Weise artikuliert. Dies wird in den folgenden Fallstudien am Beispiel von Praktiken der Sprachwahl, der Ernährung, des Gedenkens und Erinnerns, der grenzüberschreitenden Mobilität sowie der genderspezifischen Raumrepräsentationen dargestellt.

## 5.2 ALLTAGSPRAKTIKEN NACHHALTIGER ERNÄHRUNG AUS DER PERSPEKTIVE VON RÄUMLICHEN IDENTIFIZIERUNGEN

*Rachel Reckinger*

In alltagskulturellen Praktiken spielt Ernährung aufgrund ihrer Notwendigkeit, Wiederkehr und Wahlfreiheit eine bedeutsame Rolle, die jedoch ungleich reflektiert wird. Zudem wird davon ausgegangen, dass bis zu 50 % der Umweltauswirkungen auf das Konsumverhalten individueller Haushalte zurückzuführen ist (vgl. EEA 2012); ein Großteil davon stellt die Ernährung dar (vgl. EEA 2005), insbesondere aufgrund ihrer Herstellungsart (landwirtschaftliche Produktionsverfahren), ihrer Verbreitung (globale Transportwege und kommerzielle Zugänge), sowie der Nachfrage und den Vorlieben seitens der Konsumierenden (Orien-

tierung der Produktverarbeitung, -auswahl und -vermarktung). Diese Fallstudie widmet sich den alltäglichen Aneignungen von mehr oder weniger ›verantwortungsvollen‹ Essgewohnheiten – analysiert als ein Ensemble von pluralen Wegen, wie Personen unterschiedliche Verständnisse von Nachhaltigkeit leben. Diese Perspektive rekurriert auf die Frage der Subjektconstitution, indem sie die Diversität der Alltagspraktiken und der *gouvernementalen Selbstverhältnisse* in den Blick nimmt. Hierbei wird das *Subjekt* – mit seinen diversen Selbsttechniken der alimentären Reflexivität, die unterschiedlich ausgeprägt ist und unterschiedlichen Prioritäten und Zwängen folgt – in dynamischer Verbindung zu seinen *Diskurspraktiken*, seinem mehr oder weniger *impliziten Wissen* sowie der *räumlichen Materialität* der Lebensmittel selbst gesehen (vgl. zu den Begriffen Abschnitt 5.1). Letzteres meint das Bewusstsein und die praktischen Sinnzuschreibungen der geographischen Herkunft als relationaler Kontext der Lebensmittelproduktion. Mit implizitem Wissen werden Klassifikationssysteme zum Ideal einer ›guten Ernährung für unsere Gesellschaft‹ angesprochen sowie die für die Praxis relevanten Auswahlkriterien von Lebensmitteln. Relevante Diskurspraktiken schließlich umfassen Argumentationen und Meinungen über die Bedeutung bestimmter Kriterien bei der Lebensmittelauswahl, wobei das Wechselspiel zwischen Ideal und Wirklichkeit unterschiedliche Verständnisse von Nachhaltigkeit(-en) ergibt.

Nachhaltige alltägliche Ernährungsentscheidungen<sup>3</sup> werden als ein pragmatisches Bündel an Entscheidungen betrachtet, die je nach »alltäglicher Lebensführung« (Kudera/Voß 2000) mit den jeweils typischen Anforderungen von milieuspezifischen unterschiedlichen sozialen Ressourcen, von Geschlechterverhältnissen, von Etappen der Lebensspanne und des Alters (vgl. Brunner 2007) sowie durch divergente subjektive Werthaltungen, Prioritätensetzungen und Weltanschauungen (vgl. Herde 2005) unterschiedlich ausfallen und v.a. in der Langzeitbetrachtung ins Gewicht fallen (vgl. Jaksche 2005). Um die drei analytischen Säulen von Nachhaltigkeit – die ökologische, die soziale und die wirtschaftliche – auf der Ebene der konkreten Konsumpraktiken zu berücksichtigen, sind die Herangehensweisen von Herde (2005: 31ff.) und Brunner (2003: 22f.) hilfreich, die jeweils Merkmale der konsumierten Lebensmittel mit individuellen alltagskulturellen Praktiken kombinieren.

Der Begriff der Nachhaltigkeit wurde in unseren Erhebungen aus methodischen Gründen nicht direkt erwähnt: Einerseits sollte Effekten sozialer Erwünschtheit vorgebeugt werden, um vielmehr ein Verständnis von authentischen Ernährungsprioritäten und Kriterien des Alltagshandelns sowie vom potentiell identitätsstiftenden räumlichen Bezug der gewählten Ernährungsweise zu erheben. Andererseits galt es, ergebnisoffen zu eruieren, ob ›verantwortlicher‹ Ernäh-

**3** | Nachhaltige Ernährung auf allgemeiner Ebene wird bspw. definiert als »bedarfsgerecht und alltagsadäquat, sozialdifferenziert und gesundheitsfördernd, risikoarm und umweltverträglich« (Eberle et al. 2006: 1, Hervorhebungen im Original); vgl. Sedlacko/Reisch/Scholl 2013; SDC 2009.

rungskonsum eher persönlich, sozial, ökologisch, wirtschaftlich oder geopolitisch motiviert ist. Hierfür wurden zunächst quantitative Indikatoren zur Erhebung möglicher Nachhaltigkeitsmuster im Ernährungsbereich ermittelt. Diese Erhebung (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung) wurde in einem zweiten Schritt komplettiert durch qualitative Interviews (ebd. – qualitative Erhebung), welche Aufschluss geben sollen über die Bedeutungen und Wertvorstellungen hinter diesen Indikatoren und letztlich die alltagspraktischen Prioritäten, Kriterien, Begründungszusammenhänge und Konsumstrategien im Ernährungsbereich – kurz: die performativen Subjektivierungsweisen – in der Perspektive von räumlichen Identifizierungen aufdecken.

### 5.2.1 Merkmale von nachhaltigem Ernährungskonsum

Die ausgearbeiteten quantitativen Indikatoren für gelebte Nachhaltigkeitsmuster hängen entweder mit den individuellen Ernährungspraktiken und -einschätzungen zusammen oder direkt mit den Eigenschaften der konsumierten Lebensmittel.

#### Wissen um die geographische Herkunft von einer alltagsrelevanten Lebensmittelauswahl

Die in der Untersuchung berücksichtigten Produktkategorien setzen sich zusammen aus jeweils *alltagsrelevanten* Getränken sowie fleischlichen und pflanzlichen Lebensmitteln,<sup>4</sup> die im Handel sowohl aus internationalen wie auch aus regionalen, industriellen oder handwerklichen Produktionskontexten, aus biologischer Erzeugung wie auch aus konventionellem Anbau stammen können, d.h. die bei der Kundschaft – wenn mehrere vergleichbare Produkte angeboten werden – eine bewusste Entscheidung erfordern. Es wurde eruiert, welche *Bedeutung generell der ›geographischen Herkunft‹ dieser Lebensmittel* beigemessen wird – ohne dabei Kategorien wie bekannte *produits du terroir*, Lokalproduzenten, Bauernmärkte u.ä. einzuführen, die in den Medien und in der Werbung schmackhaft-gesellig als kernige Authentizitätssymbole und verführerische Leckereien konnotiert sind (vgl. Reckinger 2012b). Vielmehr stand die Frage im Vordergrund, ob von einer alltäglichen Reflexivität bzgl. der Herstellungskontexte der gängig konsumierten Lebensmittelprodukte ausgegangen werden kann sowie ob das Wissen um diese Herkunft gleichzeitig das Bewusstsein für die Herstellungsbedingungen von Lebensmitteln – kurz, für die ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Produktionskosten – als (land-)wirtschaftlich hoch transformierte Konsumprodukte mit globalen Auswirkungen schärft. Welches Verständnis haben Konsumierende

---

4 | Ausgangsbasis hierfür war die Webseite [www.foodmap.lu](http://www.foodmap.lu), eingesehen am 20.05.2012, die vom *Office national du Tourisme* und dem *Ministère des Classes Moyennes et du Tourisme* erstellt wurde und sämtliche regionale Produzent/-innen auflistet und in Produktfamilien zusammenfasst.

von der *Verwobenheit* unterschiedlicher größerer Belange<sup>5</sup> im Ernährungsbereich, auf die sie über ihre Konsumententscheidungen durchaus Einfluss nehmen können?

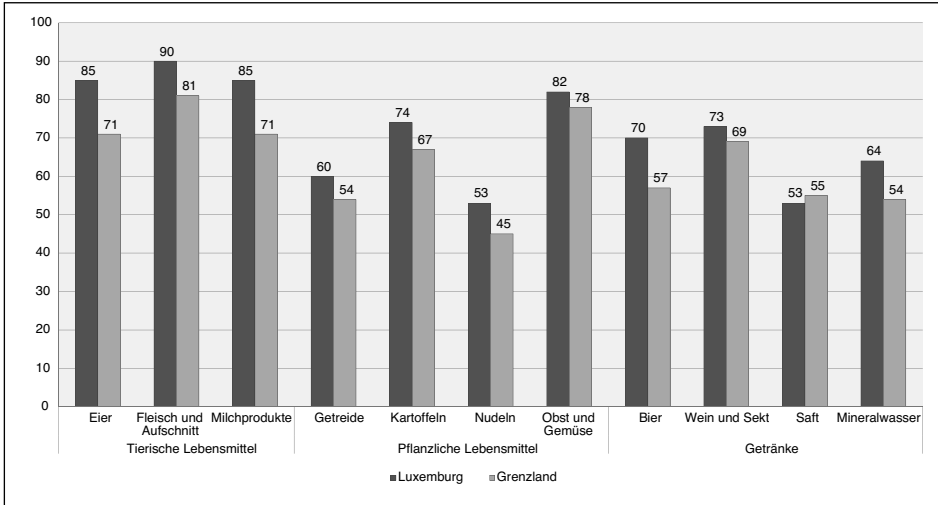


Abbildung 1: Ist Ihnen die geographische Herkunft folgender Nahrungsmittel wichtig? Zustimmung in Prozent (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Die hohen Zustimmungswerte zeigen, dass die geographische Herkunft von Lebensmitteln für die Befragten wichtig ist. Jedoch wird die Herkunft in Luxemburg stets höher bewertet, außer bei Obstsaften, womöglich weil Rheinland-Pfalz eine Obst- und Obstsaftregion ist – was bereits auf eine kognitive Verschiebung im Antwortverhalten von der allgemeinen Frage der ›geographischen Herkunft‹ hin zum spezifischen Verständnis von ›Regionalprodukten‹ hindeutet, die auch im Interviewmaterial ersichtlich wird (siehe unten).

Statistisch wird die Herkunft am wichtigsten erachtet bei allen tierischen Produkten sowie bei einer pflanzlichen Kategorie.<sup>6</sup> Erstere unterliegen Auflagen und Kontrollen, um bestimmte hygienische Standards zu erfüllen; eine wichtige Rolle spielt hier Vertrauen, das die Konsumierenden offenbar mit sozialer und geographischer ›Nähe‹ verbinden. Obst und Gemüse ist hingegen die Lebensmittelkategorie, die als emblematischer Bestandteil eines ›fitten‹ Lebensstils konstruiert wird; ihr unmittelbarer Bezug zum landwirtschaftlichen Anbau, sprich der Lokalisierung, scheint selbsterklärend zu sein. Doch diese Verbindung zeigt sich

**5** | Dieses Substantiv wird im doppelten Sinn von ›Bedeutung/Wichtigkeit‹ und ›Angelegenheit‹ genutzt.

**6** | Fleisch und Aufschnitt: 83 % im grenzräumlichen Mittelwert; Obst und Gemüse: 79 %; Eier: 76 %; Milchprodukte: 75 %.

ebenso bei Getreide, Kartoffeln und Weinen<sup>7</sup>, deren Herkunft allerdings signifikant seltener als wichtig erachtet wird. Höchste symbolische Aufladung geht demnach Hand in Hand mit hoher Wertschätzung des Wissens um die Herkunft.

### Subjektive Bedeutungen von Attributen der Lebensmittel

In Anlehnung an die von Herder (2005) und Brunner (2003) hervorgehobenen *Kriterien möglicher Nachhaltigkeit, die den Lebensmitteln selbst anhaften*, haben wir des Weiteren die *subjektiven Bedeutungen* erhoben, die die Proband/-innen diesen Attributen beimessen.

So besteht ein ausgeprägter Konsens darüber, dass *Saisonalität* von Obst und Gemüse wichtig sei (Zustimmung im Untersuchungsraum: 79 %). Die Bevölkerungsgruppen, die hierauf besonderen Wert legen, sind eher die Älteren sowie Frauen. In Lothringen besteht zudem hierzu ein signifikant überdurchschnittlicher (87 %), in Rheinland-Pfalz und dem Saarland hingegen ein unterdurchschnittlicher Konsens (jeweils 70 %).

Der *faire Handel*, als Indikator für Sensibilität für soziale Gerechtigkeit und kulturelle Vielfalt, wird deutlich weniger häufig als wichtig empfunden, wobei er jedoch durchgängig in Luxemburg stärker als im Grenzraum valorisiert wird. Die Produktgruppe mit dem höchsten Zuspruch ist die der Kaffees und Tees: In Luxemburg geben 61 % und im Grenzraum 50 % der Proband/-innen an, dass dieses Attribut von Bedeutung sei, darunter v.a. Ältere und Männer. Umgekehrt halten 40 % der Proband/-innen im Grenzraum und 29 % in Luxemburg das Attribut ›fairer Handel‹ bei keinem dieser Produkte für wichtig. Auch in den Interviews werden fair gehandelte Lebensmittel eher selten spontan angesprochen; eine Person weiß gar nicht, worum es sich handelt: »Was meinen Sie? Die Produkte für die Armen?!«<sup>8</sup> (weiblich, 66 Jahre, Französin, Luxemburg)

Vergleichend wurde schließlich erhoben, welche subjektive Bedeutung die Nachhaltigkeits-Indikatoren *aus der biologischen Landwirtschaft* und *aus regionaler Produktion* sowie das pragmatisch-egozentrierte Attribut *preiswert* haben, wobei der Unterschied zwischen Luxemburg und dem Grenzraum prominent hervortritt: Entspricht in der ersten Stichprobe die ›regionale Herkunft‹ fast ausschließlich der Meistnennung (außer bei Kaffee und Tee: ›preiswert‹), so rangiert im Grenzraum das Item ›preiswert‹ ausnahmslos an erster Stelle. ›Regionalität:

7 | Diese Aussage betrifft den Mittelwert der Bevölkerung. Sobald spezifischere Interessengruppen mit typischen Produktvorlieben (etwa Männer und Wein, vgl. Reckinger 2012a) betrachtet werden, verlagert sich diese Gewichtung. Das allgemeine Prinzip jedoch, dass die Wertschätzung eines Lebensmittels proportional mit derer des Wissens um seine Herkunft und seinem Produktionskontext ansteigt, bleibt unverändert (vgl. Reckinger 2011; 2007a; 2007b).

8 | Eigene Übersetzung von: »Les produits pour les pauvres, c'est ça?!«

kommt in dieser Stichprobe allerdings neun Mal<sup>9</sup> an zweiter Stelle, während vier Mal ›aus biologischer Landwirtschaft‹ als zweitwichtigstes Kriterium genannt wird.

Produkte aus biologischer Landwirtschaft erscheinen in beiden Stichproben höchstens als Zweitnennung (insgesamt acht Mal),<sup>10</sup> doch vorwiegend als Drittnennung (16 Mal), was darauf hindeutet, dass Ernährungsentscheidungen v.a. zwischen den Attributen ›regionale Herkunft‹ und ›Preis-Leistungs-Verhältnis‹ oszillieren. Das Interviewmaterial (siehe unten) bestätigt diese Tendenz.

### 5.2.2 Deutungen von ›verantwortlichem‹ Ernährungshandeln

Zugang zu alltagspraktischen, *sinnhaften Begründungszusammenhängen einer ›verantwortungsvollen‹ Ernährung* haben wir in der qualitativen Erhebung über eine ergebnisoffen formulierte Frage erhalten: »Wie stellen Sie sich eine ›gute‹ Ernährung für unsere Gesellschaft vor? Was heißt das für Sie?« Im Folgenden wird dieses *Ideal* den alltagsrelevanten Kriterien und Prioritäten bei der alltäglichen Beschäftigung mit Ernährung (*Praktik*) gegenübergestellt: »Was ist Ihnen wichtig, wenn Sie Ihre Lebensmittel aussuchen?« In den Ergebnissen kommt – wie zu sehen sein wird – der räumliche Bezug der angesprochenen Lebensmittel deutlich als sinngebende Identifizierung hervor; diese wird abschließend nochmals separat über die Interviewfrage »Hat es eine Bedeutung für Sie, aus welcher Gegend Ihre Lebensmittel kommen?« diskutiert.

#### Vergleich von Ernährungsideal und -praktik

In der Analyse wurden die transkribierten Antwortpassagen je Interviewfrage nach argumentativen Einheiten codiert (vgl. Abschnitt 2.4), um mehr oder weniger transversale Argumentationsstränge im Material herauszuarbeiten.<sup>11</sup> In den hier vorgestellten Themenkomplexen handelt es sich insbesondere um Selbstbezogenheit (51 % aller Argumente beim Ideal und 36 % bei der Praktik) sowie um die Herkunft der Lebensmittel (50 % bei der Praktik und 28 % beim Ideal).

**9** | Im Grenzraum wird Regionalität bei folgenden Produkten an zweiter Stelle genannt: Fleisch und Aufschnitt, Milchprodukte, Kartoffeln, Nudeln, Bier, Wein, Kaffee und Tee, Saft, Mineralwasser.

**10** | In Luxemburg ist dies der Fall bei Eiern, bei Fleisch und Aufschnitt und bei Milchprodukten, d.h. der Gesamtheit der tierischen Lebensmittel sowie bei Obst und Gemüse. Im Grenzraum ist dies der Fall bei Eiern, bei Getreide und bei Brot sowie bei Obst und Gemüse, d.h. tendenziell eher bei pflanzlichen Produkten.

**11** | In der Analyse aller qualitativen Aussagen bilden die Anteile das proportionale Verhältnis der einzelnen Argumente in den Diskursen zueinander ab und die zahlreichen niedrigen Prozentwerte zeigen v.a. die Breite des für die Interviewpartner/-innen relevanten – da spontan angesprochenen – Themenspektrums auf.

Die Beschreibung eines Ideals von ›guter‹ Ernährung für die Gesellschaft entspricht einer Positionierung der Befragten zu selbst zu definierenden Normen, die als Subjektivationen (Identitätsangebote) in Beziehung stehen zu den möglichen Subjektivierungsweisen (Identitätswürfe). Interindividuelle Variationen waren anzunehmen, doch zeigen die prominenten selbstbezogenen Aussagen, dass ›gute‹ Ernährung »für die Gesellschaft«, wie in den Interviews gefragt, größtenteils als ›gute‹ Ernährung »für mich« aufgefasst wurde. Hingegen sind egozentrierte Überlegungen etwas weniger bedeutsam bei den Abwägungs- und Auswahlpraktiken, bei denen die Herkunft der Lebensmittel in den Vordergrund tritt. Ablehnungen stellen sich zusammen aus passivem Sich-keine-Gedanken-Machen (was eher beim Ideal der Fall ist und auf geringe Alltagsrelevanz hindeutet) oder aktivem, explizitem Misstrauen (was eher bei der Praktik vorzufinden ist und auf eine höhere identitäre Bedeutung hinweist). Der Einfluss durch Kinder im Haushalt ist bei beiden Fragen gleichbleibend (3 %); er kann positiv wie negativ bewertet sein. So z.B.:

»Die Kinder sind alle aus dem Haus mittlerweile, deshalb muss ich keine Sachen mehr für die Kinder kaufen, die für mich gar nicht gut sind« (weiblich, 48 Jahre, Deutsche, Saarland).

Oder im Gegenteil:

»In der letzten Zeit, gerade weil es eine Nachfrage von meinen Kinder gab, bereite ich viel mehr Gemüse zu als vorher. Alles: Rohkost, gekochtes wie geschmortes Gemüse«<sup>12</sup> (männlich, 42 Jahre, Belgier, Wallonien).

Im Folgenden werden die beiden hauptsächlich angeführten Muster, Selbstbezogenheit und Herkunft der Lebensmittel, einzeln dargestellt.

In den *selbstbezogenen* Argumenten, die bei beiden Fragen herangezogen werden, haben in der idealen Perspektive die gesundheitliche Orientierung nach Nährwerten (14 %) sowie nach selbstdisziplinierender Ausgewogenheit und Abwechslung (12 %) – wie sie in politischen Kampagnen eingefordert werden (vgl. Reckinger et al. 2010) – Priorität; auf praktischer Ebene spielen die Nährwerte hingegen eine nachrangige Rolle (3 %) und der *a priori* angemessene und hedonistisch auslebbare Anspruch nach Ausgewogenheit und Abwechslung ist noch unwichtiger (1 %). Anstelle tritt vielmehr der Wunsch nach einem niedrigen oder moderaten Preis (11 %), d.h. das selbstbezogene Argument *par excellence*, das alle Prozesse im Lebensmittelsektor ausklammert, die *vor* dem individuellen Einkaufsakt stehen, und lediglich auf eine individuelle Kosten-Nutzen-Rechnung abhebt, was im oft wiederkehrenden (und jeweils nach individuellem Maßstab

**12** | Eigene Übersetzung von: »Ces derniers temps, parce qu'il y avait une demande de la part de mes enfants, je cuisine beaucoup plus de légumes qu'avant. De toutes sortes: des crudités, des légumes cuits.«

interpretierten) Ausdruck »Preis-Leistungs-Verhältnis« deutlich wird. Zudem hat die hedonistisch-subjektive Erwartung von guter Qualität – empirisch verstanden als *schmackhafte* Lebensmittel – eine verhältnismäßig hohe Prägnanz (7 %) im ansonsten eher normativ ausfallenden Katalog der angesprochenen Ernährungs-ideale. Diese nimmt ebenfalls in der praktischen Perspektive einen hohen Stellenwert ein (7 %) und steht im Zusammenhang mit den drei Argumenten der Freude an der Wahlfreiheit, der Erwartung einer langen Haltbarkeit und der Möglichkeit, die Qualität der Lebensmittel selbst zu prüfen (zusammen 4 %). Insbesondere Obst und Gemüse werden hierzu angefasst – werden hingegen in Geschäften andere Personen beobachtet, die dies tun, dann wird es als unhygienisch und ungehörig empfunden.

Bei der Argumentation zur *Herkunft von Lebensmitteln* werden in den beiden vergleichenden Fragen Regionalprodukte am häufigsten erwähnt (beim Ideal 11 %, bei der Praktik 15 %). Bei den Abwägungs- und Auswahl-Praktiken kommen weitere Aspekte hinzu, die auf Regionalität abheben: Es geht dann darum, regionale Produzent/-innen wirtschaftlich zu »unterstützen« (8 %, wobei dieses häufig benutzte Verb eher auf vereinzelte symbolische Akte der Solidarität oder des guten Gewissens schließen lässt denn auf eine durchgängige Einkaufspraxis) oder selbstverantwortlich auf die Saisonalität der Produkte zu achten. Dass letzteres Attribut allerdings selten spontan genannt wurde (2 %), steht nicht im Widerspruch zu den quantitativen Daten, wo es gerade als sehr ausgeprägter Konsens erschien, sondern bestätigt im Umkehrschluss, dass unhinterfragt saisongerecht konsumiert wird. Daneben wird angegeben, lange Transportwege zu vermeiden (5 %), aber auch regionale Produkte zu bevorzugen, weil sie eine vertrauenswürdiger, bodenständige Alternative zu manchmal suspekt erscheinenden Bioprodukten darstellen (4 %); »gute Produkte aus dem eigenen Garten« (3 %) werden hier affektiv besonders positiv bewertet. Der wiederkehrende, relativierende Ausdruck »aber vielleicht ist das nur in meinem Kopf« lässt z.T. auf Annahmen ohne Begründung schließen, d.h. implizites Wissen, das weitaus mehr über pauschale Vertrauensbildung und Repräsentationen als über präzise kognitive Kanäle wirkt. Das Misstrauen und das Befürworten der biologischen Landwirtschaft sind etwa ähnlich ausgeprägt. Ersteres (4 %) beruft sich entweder auf absichtlichen Betrug am Kunden (bspw.: »Es gibt ja auch schon Untersuchungen, dass viel mehr Bio verkauft als produziert wird« (männlich, 57 Jahre, Deutscher, Saarland)) oder auf pragmatische Machbarkeitszweifel:

»Es ist praktisch unmöglich, Bio zu produzieren. [...] Neulich morgens noch sah ich Hub-schrauber, die die Reben mit Chemikalien besprühten. Der Winzer mit seinen Reben direkt daneben, der wird mir doch wohl nicht sagen, er mache Bio-Wein, denn bei sogar nur leichtem Wind kriegt er auch was davon ab!«<sup>13</sup> (männlich, 58 Jahre, Franzose, Lothringen)

**13** | Eigene Übersetzung von: »C'est pratiquement impossible de faire du bio. [...] Je voyais l'autre matin encore des hélicoptères en train de balancer des produits sur les vignes. Celui

Bei den Interviewpartner/-innen, für die Produkte aus biologischer Landwirtschaft eine Rolle spielen (4 %), wirkt – neben einem subjektiv geltend gemachten »besseren Geschmack« – v.a. erhöhtes Vertrauen strukturierend, das durch striktere Produktions- und Qualitätskontrollen legitimiert wird (insbesondere bei Eiern, Fleisch sowie Obst und Gemüse). Überlegungen zur geographischen Herkunft von Bioprodukten sind hingegen selten, so dass vermutlich wenige Abwägungen hinsichtlich der Umweltbelastungen geführt werden – etwa dass ein lokal produziertes, konventionelles fleischliches Gericht durchaus weniger Ausstöße verursachen kann als ein vegetarisch-importiertes aus biologischem Anbau (vgl. Carlsson-Kanyama 1998). In dem Sinn zeigt das empirische Material, dass die Befürwortung oder – umgekehrt – die Ablehnung von biologischer Landwirtschaft weitaus öfter ein selbstbezogenes Glaubensbekenntnis ist als eine konsequente Entscheidung für nachhaltiges Handeln.

Obwohl nahezu alle diese Argumente sich auf die Lebensmittel selbst beziehen, lässt die Analyse auch bei den anderen angesprochenen Themen eine zusätzliche selbstbezogene Dimension durchscheinen. So werden lange Transportwege weniger wegen hohen CO<sup>2</sup>-Ausstößen kritisiert, sondern wegen der Transportdauer, die eine chemische Behandlung von ansonsten verderblichen Waren notwendig macht, was von verschiedenen Interviewpartner/-innen abgelehnt wird. Das gleiche gilt für den subjektiv-hedonistisch empfundenen »besseren Geschmack« von Produktkategorien mit einer erkennbaren Herkunft bzw. aus der biologischen Landwirtschaft oder aus regionalen Bezügen.

Kurz, die beiden Hauptargumentationsstränge beim *Ideal* und der *Praktik* von Ernährungsentscheidungen betreffen das Selbst sowie die Herkunft der Lebensmittel; beim Ernährungsideal wird v.a. egozentriert argumentiert, bei der Praktik steht die Herkunft der Lebensmittel im Vordergrund – doch in beiden Fällen scheint durchgängig eine ausgeprägte Selbstbezogenheit durch. Innerhalb dieser Selbstbezogenheit werden beim Ideal insbesondere Attribute zur individuellen Gesundheitsförderung angesprochen (wobei die Sensibilität für eine ausgewogene Zusammenstellung nach Nährwerten oftmals als Gegensatz zum Geschmack genannt wird); bei der Praktik hingegen wirtschaftliche Kriterien auf individueller Haushaltsebene, gefolgt von hedonistischen Einschätzungen.

### **Identifizierungen mit der räumlichen Materialität von Lebensmitteln**

Die Tendenz, dass geäußerte Argumente, die sich auf den Ernährungssektor beziehen, in der hier analysierten Subjektkonstitution weniger ins Gewicht fallen als unmittelbar selbstbezogene, lässt sich erneut bei der Frage nach der *subjektiven Bedeutung der geographischen Herkunft* von Lebensmitteln feststellen.

---

qui est à côté avec ses vignes, il ne va pas me dire qu'il fait du vin bio, parce qu'avec un peu de vent, il en profite aussi!«

73 % der direkt erfragten Aussagen über die Herkunft unterstreichen deren Wichtigkeit und somit die Zentralität von Raumkonstruktionen. Allerdings finden sich auch Ablehnung (sowohl verbalisierte Gleichgültigkeit als auch Misstrauen – zusammen 11 %) und Selbstbezogenheit (9 %). Die selbstbezogenen Argumente betreffen dabei v.a. den rein hedonistisch motivierten Geschmack der Produkte (3 %), gefolgt von Ansprüchen an Frische (2 %), an geringe chemische Behandlung (2 %) sowie vom Attribut »preiswert« (2 %) – wobei letztlich der Geschmack ausschlaggebend ist, wenngleich dieser oftmals unspezifisch und unsystematisch qualifiziert wird:

»Ich verheimliche Ihnen nicht, dass ich gerne eine Sauce mag, die aus Australien kommt. Ich weiß, dass diese Sauce vielleicht 15.000 km zurückgelegt hat, aber ich mag genau diese Sauce. [...] Aber um jetzt Lauch zu kaufen, OK, da würde ich lieber Lauch vom Nachbarbauernhof nehmen als welchen, der vielleicht aus Italien kommt. Da würde ich vielleicht aufpassen«<sup>14</sup> (männlich, 44 Jahre, Belgier, Wallonien).

»Wenn ich [...] hier die Straße herunterfahre und da steht einer mit frisch vom Feld geernteten Erdbeeren, kaufe ich die, ganz klar. Weil die meistens von der Qualität her besser sind wie wenn ich in den Laden gehe, und da habe ich welche, die aus Spanien kommen, oder sonst wo her. Die sind dann zwar fünfzig Cent billiger, dann habe ich sie aber auch einen Tag im Kühlschrank und sie sind schon hinüber. Aber generell gucke ich nicht danach« (weiblich, 48 Jahre, Deutsche, Saarland).

Auch zeigen diese Interviewpassagen, dass die Kaufentscheidungen sehr differenziert je Lebensmittel und individueller hedonistischer Vorlieben getroffen werden, jedoch weitaus unreflektierter – gleichzeitig inkonsequent und unsicher – in Bezug auf ihren Produktionskontext.

Doch das hauptsächlich angeführte Argument zur subjektiven Bedeutung der Herkunft zeigt, dass die Interviewpartner/-innen »Herkunft« massiv mit »Regionalität« gleichsetzen (62 %), wenn man alle Aussagen-Motive zu Regionalität zusammennimmt (Regionalprodukte: 23 %; Intention, Regionalprodukte zu kaufen: 15 %; besserer Geschmack von Regionalprodukten: 13 %; Probleme mit Regionalprodukten: 8 %; fair gegenüber dem Produzenten: 3 %). Trotz dieser eklatanten numerischen und diskursiven Prominenz von Regionalprodukten ist deren Befürwortung *inhaltlich* jedoch weitaus moderater. Dies zeigen einerseits die *Potentialitäten*, die in diesem Zusammenhang thematisiert werden (zusammen 23 %): sei es eine einfache *Intention*, die als Anliegen nicht zentral genug ist, um konse-

**14** | Eigene Übersetzung von: »Je ne vous cache pas, j'aime bien une sauce qui vient d'Australie. Je sais que c'est une sauce qui a fait peut-être 15.000 km, mais j'aime bien cette sauce-là, donc j'achèterai cette sauce. [...] Mais pour acheter des poireaux, OK, je préférerais acheter le poireau qui vient de la ferme d'à côté que celui qui vient peut-être d'Italie. Donc là, je vais peut-être regarder.«

quent umgesetzt zu werden (der Ausdruck »wir versuchen...« erscheint hier häufig) oder sei es eine verhinderte Umsetzung durch konkrete *Problemlagen*: Nicht alle Produktkategorien können lokal hergestellt werden; regional hergestellte Lebensmittel sind nicht immer leicht erkennbar; obwohl es wünschenswert wäre, lokalen Produzenten Absatz zu verschaffen, können diese aufgrund von »europäischen« Vorgaben kaum wirtschaftlich arbeiten. Beispiele sind:

»Wir versuchen's halt mal, ja. [...] Es ist immer besser, saisonales Gemüse zu kaufen und jetzt keine Erdbeeren im Winter, zum Beispiel. Natürlich. Nun, wenn es ein Super-Angebot gäbe, ich weiß nicht, Melonen im Winter – ich glaube nicht, dass das sehr oft vorkäme –, dann garantiere ich Ihnen nicht, dass wir diese nicht trotzdem kaufen würden, nur weil wir wüssten, dass diese Melone vielleicht 1.000 km im Flugzeug hinter sich hat und viel CO<sup>2</sup> verpufft hat. Ich glaube, jedenfalls für mich persönlich, dass diese ökologische Mentalität noch nicht so verankert ist. Aber immerhin sind wir uns bewusst, dass man saisonale und lokale Produkte kaufen soll, wenn möglich. [...] Beim Gemüse steht die Herkunft oft drauf, doch bei anderen fertig verpackten Sachen, wie Cornflakes, da weiß man nicht, ob sie aus den USA kommen oder ob sie in den Niederlanden oder in der Fabrik nebenan produziert wurden«<sup>15</sup> (männlich, 44 Jahre, Belgier, Wallonien).

»Man müsste [Regionalprodukte] wirklich fördern. [...] Vielleicht könnte man etwas zur Großregion machen? D.h., man subventioniert lokale Produkte, die lokal konsumiert werden. [...] Etwas nördlich von Metz gibt es ein Dorf, das Gorze heißt, und dort wurde bis vor drei Monaten der einzige Rohmilchkäse der Region – die *Tomme de Gorze* – hergestellt, der in 15, vielleicht mehr Geschäften in Metz auf dem Markt, in einigen Supermärkten usw. verkauft wurde. [...] Neulich habe ich nach *Tomme de Gorze* gefragt und an der Käsetheke sagt man mir: »Nein, das gibt es nicht mehr. [...] Der Mann musste aufhören, weil er europäische Normen einhalten musste. [...] Er konnte es sich nicht leisten [...] seinen Käse weiterhin herzustellen. Und nun gibt es keine *Tomme de Gorze* mehr, die hier 15, 20 km weiter weg produziert wurde«<sup>16</sup> (weiblich, 44 Jahre, Französin, Lothringen).

**15** | Eigene Übersetzung von: »On essaie quand-même [...]. C'est toujours mieux d'acheter des légumes de saison et de ne pas prendre des fraises en hiver par exemple. Evidemment. Maintenant, s'il y a une super-promo sur ... je ne sais pas moi, un melon en hiver – je ne pense pas que ça arrive très souvent –, je ne vous garantis pas qu'on ne le fera pas, parce qu'on a dans l'idée que le melon a peut-être fait 1.000 km en avion et que ça pollue beaucoup en CO<sup>2</sup>. Je pense, en tout cas pour ma part, qu'on n'a pas encore cette mentalité écologiste très, très ancrée. Mais en tout cas, on a conscience qu'il faut acheter des produits de saison et des produits locaux si possible. [...] Peut-être pour les légumes, il est souvent marqué la provenance, mais pour d'autres produits préemballés, vous achetez des corn-flakes, vous ne savez pas s'ils viennent des Etats-Unis ou s'ils ont été produits en Hollande ou dans l'usine d'à côté.«

**16** | Eigene Übersetzung von: »Mais il faudrait réellement promouvoir [...] On pourrait peut-être faire un truc d'ailleurs de la Grande Région, hein ? C'est-à-dire, voilà, on met

Andererseits werden v.a. Fleisch, Milchprodukte (insbesondere die luxemburgische Marke *Luxlait*) sowie Obst und Gemüse (oft assoziiert mit Saisonalität) als regional thematisiert. Die Gründe dieser Vorlieben werden zögerlich hervorgebracht und v.a. bei pauschalisierenden Urteilen fällt der nationale Bezugsrahmen als vertrauensbildend ins Gewicht:

»Bei Schinken [...], da nehmen wir eher luxemburgische Produkte als welche aus Belgien oder Frankreich, oder aus Italien, weil ich finde, diese Erzeugnisse sind genau so gut, und man weiß auch... OK, man weiß nicht alles, doch ich meine zumindest zu wissen, dass diese anständig und sauber behandelt werden. Was man anderswo nicht immer so genau weiß«<sup>17</sup> (männlich, 64 Jahre, Luxemburger, Luxemburg).

»Vor fünf, sechs Jahren gab es eine Reportage [bei *Envoyé Spécial*] über spanisches Gemüse, in meinem Leben werde ich kein spanisches Gemüse mehr essen! [...] Und ich passe auf, weil [...] wenn erklärt wird, wie das gemacht wird [...], mit den Unmengen an Insektenschutzmittel, an Chemikalien, die sie drauftun, damit das Gemüse groß wird und so, nein! Und die Sachen schmecken nach Nichts, nach Nichts! [...] Jetzt versuche ich, wenn es nicht übertrieben ist, versuche ich, französisch zu kaufen«<sup>18</sup> (weiblich, 49 Jahre, Französin, Lothringen).

Der Einfluss von aufklärerisch-kritischen Fernsehsendungen, die wenig differenziert rezipiert werden und aufgrund derer pauschale Wertungen gemacht werden, die sich dauerhaft in den Praktiken niederschlagen, scheint in mehreren Interviews durch. In diesen Fällen betrifft die Skepsis oft chemische Belastungen in

une espèce de subvention aux produits locaux consommés localement. [...] Il y a un village un peu au-dessus de Metz qui s'appelle Gorze, qui fabriquait jusqu'il y a trois mois le seul fromage au lait cru artisanal du coin, qui s'appelait la tomme de Gorze et qui était vendu dans une quinzaine, peut-être plus, de points de vente à Metz, au marché, dans quelques supermarchés etc. [...] Là [...], j'ai demandé la tomme de Gorze et mon fromager, il m'a dit: »Non, ça n'existe plus.« [...] Le monsieur a décidé d'arrêter parce qu'il devait se mettre aux normes européennes [...]. Il n'a pas eu les moyens [...] pour continuer à produire son fromage. Voilà, donc, il n'y a plus de tomme de Gorze qui était donc à 15, 20 kilomètres d'ici.«

**17** | Eigene Übersetzung von: »Wann et ëm Hame geet [...], dann huele mer éischter eis Lëtzebuurger Produkter, wéi aus der Belsch oder aus Frankräich, oder aus Italien, well ech fannen déi Produkter si genau sou gutt, an et weess een och, bon et weess een net alles, mee ech menge mol zumindest ze wëssen, dass dat anstänneg a propper behandelt gött. Wat een anerwäerts net ëmmer sou genau weess.«

**18** | Eigene Übersetzung von: »Il y a cinq, six ans, ils ont fait un reportage [à *Envoyé Spécial*] sur les légumes espagnols, de ma vie, je ne mangerai plus jamais un légume espagnol! [...] Et je fais attention, parce que justement [...], quand on nous explique comment c'est fait, [...] avec le nombre d'insecticides, de produits qu'ils mettent pour les faire gonfler et tout, non! Et en plus ils n'ont aucun goût, ils n'ont aucun goût! [...] Et maintenant j'essaie, quand c'est pas trop exagéré, j'essaie d'acheter français.«

der konventionellen Landwirtschaft, aber auch Labels und Zertifizierungen im Bio- und *Fair-Trade*-Bereich (was dazu führt, dass die Bereitschaft sinkt, einen höheren Preis für solche Produkte zu zahlen). Stets wird die individuelle sensorische Überprüfung durch den Geschmack angeführt (in den beiden letztgenannten Zitaten: »genau so gut« oder »sie schmecken nach Nichts«) bzw. das Gegenteil, nämlich die nicht mögliche individuelle sensorische Überprüfung (etwa dass man keinen geschmacklichen Unterschied zwischen Bio-Produkten und welchen aus konventionellem Anbau feststellen könne). Interessanterweise betrifft dieses Misstrauen die als dual verstandene biologische *versus* konventionelle Landwirtschaft, jedoch fast nie Regionalprodukte, deren Identifizierung mit ›Lokalität‹ sie als von diesen Produktionszusammenhängen ›unberührt‹ erscheinen lässt. Im Zweifelsfall wird ihnen *nicht* selbstbezogenes und pauschales Misstrauen entgegengebracht, vielmehr werden spezifische Problemlagen reflektierter und empathischer angesprochen. Allein wenn Regionalprodukte wegen ihrem subjektiv begründeten »besseren Geschmack« thematisiert werden, werden sie uneingeschränkt positiv und affektiv besetzt ausgedrückt, bspw.: »Die lokalen Sachen, und die sind auch am besten!« (weiblich, 51 Jahre, Polin, Luxemburg); oder:

»Aus welchem Grund bevorzugen Sie Erzeugnisse vom Produzenten, wie Sie sagen? – Der Geschmack! – Also ist es der Geschmack und nicht die Herkunft? – Ah ja! Und die Qualität des Fleisches. Sie merken den Unterschied zwischen einem Stück Lammfleisch, das Sie bei *Carrefour* [Supermarkt] kaufen [...] und einem, das ich hier 500 m weiter beim Bauern kaufe. Kein Vergleich, absolut kein Vergleich!«<sup>19</sup> (männlich, 58 Jahre, Franzose, Lothringen)

### 5.2.3 Fazit

Diese Fallstudie hat Subjektkonstitutionen im alltäglichen Umgang mit jeweils individuell interpretierter ›verantwortungsvoller‹ Ernährung in den Blick genommen, wobei besonders die spezifischen Selbstverhältnisse *hinter* den Diskurspraktiken, dem mobilisierten (impliziten) Wissen und den Sinnzuschreibungen der geographischen Herkunft der konsumierten Produkte interessierten. Diese erscheinen v.a. als hedonistisch-individuelle Subjektivierungen, die lediglich im kontrastiv erfragten Ideal *versus* Praktik eine Wechselwirkung mit Subjektivationen zu Gesundheitsförderung aufweisen – jedoch auffallend wenige Überschneidungen mit solchen zu weiter gefassten Nachhaltigkeitsbelangen. D.h. ›verantwortungsvoll‹ wird auf individueller Identitätsebene höchstens interpretiert als ›angemessen für die eigene Gesundheitswahrung‹ und kaum als kollektive

**19** | Eigene Übersetzung von: »Et pour quelle raison préférez-vous les produits du producteur, comme vous dites? Le goût! Donc c'est surtout le goût et pas la provenance? Ah oui! Et la qualité de la viande. Vous voyez la différence entre un bout de mouton que vous allez prendre chez *Carrefour* [...] et puis celui que je prends 500 m au dessus dans la ferme. Ça n'a rien à voir, rien à voir!«

Identifizierung mit ethisch-politisch motiviertem Handeln. Auch bei Argumenten, die sich explizit auf das Lebensmittelsystem im Allgemeinen und die geographische Herkunft im Besonderen beziehen, ist letztlich die mitschwingende Selbstbezogenheit ausschlaggebend für die Ausformung der Alltagspraktiken. Die geographische Herkunft von Lebensmitteln, v.a. in Form von (wie auch immer maßstäblich gefassten) regional produzierten Erzeugnissen, hat sich in den Subjektivierungen als identitäts- und vertrauensstiftendste Kategorie erwiesen, im Vergleich mit den als davon getrennten und als Gegensatzpaar wahrgenommenen Typen der biologischen *versus* konventionellen Landwirtschaft. Allerdings unterliegt diese Prioritätensetzung wiederum dem individuell als zentral erachteten Preis-Leistungs-Verhältnis.

Um unterschiedliche, aber alltagserprobte Verständnisse von Nachhaltigkeit(en) zu fassen, wurde Ernährungskonsum als Kreuzungspunkt von sozialen, kulturellen und institutionellen Kontexten dargelegt, indem besonders die Praktiken und Argumentationsbündel der Befragten im Zentrum standen, welche zusätzlich beeinflusst sind von allgemeineren, z.T. konkurrierenden sozialen Diskursen über »gute« Ernährung, Gesundheit, Ökologie usw. Die Beachtung der »alltägliche[n] Lebensführung« (Kudera/Voß 2000) macht Aktions- sowie Inhibitionspotential innerhalb einer Kombination von unterschiedlichen Zwängen deutlich, die durch das Zusammenwirken unterschiedlicher Bereiche des Alltagslebens wirksam werden. Die analytische Sensibilität für die spezifischen, *machbaren* Prioritätensetzungen der Befragten visiert ein Verständnis an, das alltagsrelevante Aspekte des polysemischen Konzepts von Nachhaltigkeit im Ernährungsbereich berücksichtigt und governementale Reflexivitätsmodi im Ernährungsbereich in Grenzräumen aufzeigt.

### 5.3 GENDERRÄUME

*Julia Maria Zimmermann und Christel Balthes-Löhr*

Die genderspezifische Zuschreibung und Aneignung von Räumen gilt traditionell als binär verfasst: Für Männer ist es der Außenraum, der öffentliche Bereich um Arbeit und Wirtschaft, aber auch der geographische Raum, die Fremde. Frauen dagegen bleibt der Innenraum reserviert, der private Bereich im Haus oder aber der virtuelle Raum der Beziehungen (vgl. Wucherpfeinig 2010). Beide Geschlechter eignen sich die ihnen zugeschriebenen Räume an. In solchen Prozessen werden sowohl das Subjekt als auch die verräumlichte Materialität verändert. Auf diese Weise entstehen vergeschlechtlichte »Regionen« im Lebensraum der Subjekte sowie verräumlichte Subjekte eines Geschlechterdiskurses.

Innerhalb eines pluridimensionalen Identitätskonzepts, in dem Identitätsmarker intersektional verstanden werden, definieren wir »Geschlecht« als soziale Konstruktion, die sich in ihren Dimensionen als physische, psychische, sozia-

le und sexuelle Disposition manifestiert, und als veränderbar sowie plural gilt (vgl. Baltes-Löhr 2014). Dabei sind die Akteur/-innen selbst handelnd und diskursiv am Konstruktionsprozess beteiligt und stehen in einem sich wechselseitig bedingenden Verhältnis von Zuschreibung und Aneignung.<sup>20</sup> Analog zur Geschlechterdefinition legen wir ein Verständnis von ›Raum‹ zugrunde, das Raum als Materialität (physischer Raum), als Sozialraum, als abstrakten, virtuellen oder gefühlten Raum fasst (vgl. auch Abschnitt 2.2) Auch Raum gilt als veränderbar und plural verfasst.

In dieser Fallstudie gehen wir der Frage nach, mit welchen Zuschreibungen Handelnde durch diskursiv-performative Akte Räume kreieren, welche Räume handelnd angeeignet werden und wie sich Zuschreibungs- und Aneignungsprozesse wiederum auf Subjekte auswirken.

Ist die Grenze zwischen den vergeschlechtlichten Räumen immer auch durchlässig (vgl. Baltes-Löhr 2000: 515), besitzt sie doch eine unübersehbare Realität. So zeigen die im Rahmen der vorliegenden Fallstudie geführten Interviews (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – qualitative Erhebung) signifikante geschlechtsspezifische Konnotationen hinsichtlich der Zuschreibung und Aneignung von Räumen, ebenso wie im Verhältnis zwischen Innen- und Außenraum. Nichtsdestotrotz verweisen die empirischen Resultate auch auf einen heterosozialen Zwischenraum, einen ›Grenzraum‹, der sowohl Frauen als auch Männern zugeschrieben wird. Anhand der erhobenen quantitativen Daten (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung) wird deshalb untersucht, ob sich geschlechtsspezifische Zuschreibungen und Besetzungen von öffentlichen Räumen ableiten lassen. Die ausgewählten Räume, Restaurationsorte, Orte der Körperlichkeit und Orte im Freien, zeichnen sich durch komplexe und teilweise ambivalente Materialisierungen eines verräumlichten Geschlechterdiskurses aus. Die Untersuchung macht deutlich, dass öffentliche Räume zwar mehrheitlich heterosozial zugeschrieben werden, also hinsichtlich der Präsenz eines Geschlechtes weder als spezifisch weiblich noch männlich interpretiert werden. Gleichwohl findet eine unterschwellige Vergeschlechtlichung statt, die zeigt, dass bestimmte Räume als ›eher männlich‹, andere als ›eher weiblich‹ wahrgenommen werden, und dass damit geschlechtsspezifische Verhaltens- und Wahrnehmungsnormen verknüpft sind. In einem weiteren Schritt wird anhand der Auswertung qualitativer Interviews die Konstruktion von vergeschlechtlichten Innen- und Außenräumen in ihrer Zuständigkeits- und Kompetenzzuschreibung (Innenraum) sowie ihrer Bedrohung (Außenraum) analysiert. Hieran wird deutlich, dass der häusliche Innenraum überwiegend weiblich konnotiert und von Frauen definiert wird. Des Weiteren wird deutlich, dass der Außenraum Frauen unter bestimmten Bedingungen, etwa der Tageszeit oder der Art und Weise, wie

---

**20** | Wenn im Folgenden von ›Frauen‹ und ›Männern‹ die Rede ist, sind dementsprechend Repräsentant/-innen von Subjektformen gemeint, keinesfalls vorsoziale, ›natürliche‹ Entitäten.

sich Frauen im Außenraum bewegen, tendenziell ausschließt, indem er zum Bedrohungsraum gemacht wird, der Frauen keinerlei Sicherheit gewährleistet. Die Diagnose der Heterosozialität öffentlicher Räume wird hier auf einer qualitativen Ebene teilweise in Frage gestellt. Dies führt zu einem widersprüchlichen Befund im Fazit, der nahelegt, dass die binäre Raumteilung der Geschlechter teilweise in Unordnung gerät. Diese Unordnung kann jedoch als geschlechtsneutraler Grenzraum politisch gewendet werden, indem hier die Subjektform ›Geschlecht‹ situativ dekonstruiert wird.

### 5.3.1 Vergeschlechtlichte Räume

Mittels standardisierter Fragebögen wurde erhoben, welche Räume nach Meinung der Befragten eher von Männern, eher von Frauen bzw. von beiden Geschlechtergruppen gleichermaßen aufgesucht werden. Bei den vorgegebenen Räumen handelt es sich ausschließlich um öffentliche Räume, die nach Wucherpfennig (2010) in die Kategorie des männlich konnotierten Außenraums fallen, während Frauen eher mit dem Innenraum, der die Erziehung von Kindern, Reproduktion von Soziabilität und private Beziehungspflege beinhaltet, in Verbindung gebracht werden. Im Folgenden soll dargestellt werden, inwiefern diese Materialisierungen eines zwei-räumlichen Geschlechterdiskurses zutreffen.

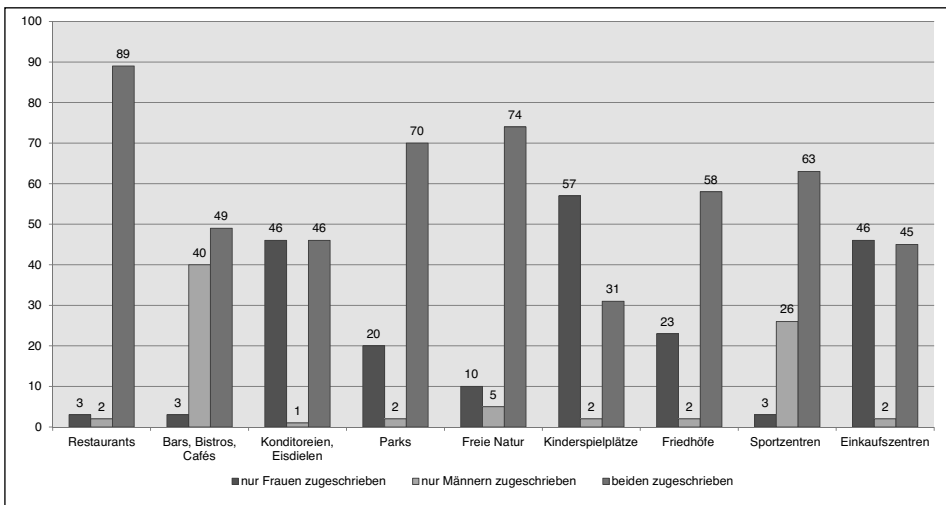


Abbildung 1: Geschlechtsspezifische Zuschreibungen öffentlicher Räume in Prozent (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

### **Orte der öffentlichen ›Reproduktion‹<sup>21</sup>: Orte der Beziehungspflege**

Bei Restaurants, Bars/Bistros/Cafés sowie Konditoreien/Eisdielen handelt es sich zwar um Einrichtungen, die der Restauration dienen. Da diese sich aber im öffentlichen Raum befinden und lediglich dem Konsum von Speisen gewidmet sind – die eigentliche Reproduktionsarbeit, das Zubereiten der Speisen, ist in diesen Räumen in der Regel unsichtbar –, erfahren sie eine Ausweitung ihrer ursprünglichen Bedeutung und damit auch ihrer jeweiligen vergeschlechtlichten Konnotation.

Wie Abb. 1 zeigt, werden Restaurants weitgehend als heterosoziale Orte aufgefasst, während Cafés, Bars und Bistros sowie Konditoreien und Eisdielen fast ebenso sehr als typisch männliche bzw. weibliche Räume wie als heterosoziale Räume konnotiert werden. Erklären lassen sich diese Resultate damit, dass die genannten Räume in der Regel nicht von hungrigen Einzelpersonen, sondern gezielt von Gruppen aufgesucht werden und daher immer auch der Beziehungspflege dienen. Dabei lassen sich drei verschiedene, jeweils gegenderte Formen der Beziehungspflege unterscheiden: Der Kaffeeklatsch mit Kuchen am Nachmittag gilt als traditioneller Raum weiblicher Homosozialität (vgl. Setzwein 2006: 46f.) und findet in Konditoreien/Eisdielen sein öffentlich zugängliches Pendant. Die hier gepflegten Beziehungen sind privater Natur. Der traditionelle Raum spezifisch männlicher Homosozialität ist die Bar, die allerdings abends aufgesucht wird. Auch Bistros und Cafés können zu Orten männlicher Beziehungspflege werden, sind dann aber in der Regel beruflich konnotiert und werden typischerweise während der Arbeitszeit frequentiert. Der Zeitpunkt entscheidet also auch darüber, ob Räume männlich, weiblich, oder, wie im folgenden Fall, heterosozial konnotiert sind. Denn obwohl auch der Restaurantbesuch am Abend zur Verfestigung von Arbeitsbeziehungen genutzt wird, handelt es sich häufiger um die Pflege privater, gemischtgeschlechtlicher Kontakte. Gemäß dem heute veralteten Benimmkodex verlassen Frauen den Innenraum abends nur in männlicher Begleitung (vgl. Schrott 2005). Dies gilt v.a. für den Restaurantbesuch, der dadurch sowohl zu einem ›männlichen‹, da öffentlichen, als auch zu einem ›weiblichen‹, da privaten (Beziehungs-)Raum wird.

### **Natur: Gezähmte und wilde Räume**

In den Fragebögen wurde nach vier im Freien gelegenen Räumen gefragt: freie Natur, Parks, Kinderspielplätze und Friedhöfe. Hier handelt es sich um Räume, die in verschiedener Weise mit der Natur umgehen. Die freie Natur ist ein Raum, in dem gegenwärtig keine offensichtliche Kultivierung stattfindet, der also von menschlicher Zivilisation augenscheinlich wenig berührt worden ist. Parks sind demgegenüber ein Beispiel gezähmter, organisierter Natur, ohne eine explizite Funktion vorzugeben. Kinderspielplätze und Friedhöfe weisen hingegen eine ein-

**21** | Der Begriff rekurriert auf die private Reproduktion der individualisierten Hauswirtschaft, die in der Moderne der weiblichen Sphäre zugeschrieben wird.

deutige Funktionalisierung auf: Die systematische Umformung der Natur dient hier dem Zweck, einen spezifischen sozialen Raum zu schaffen. Der Kinderspielplatz ist ein der *Care*-Arbeit gewidmeter Raum und auch der Friedhof dient symbolisch der Pflege familiärer Beziehungen, die erneuert bzw. bestätigt werden, indem die Gräber verstorbener Familienmitglieder gehegt werden. Würzbach (2004: 54) zufolge sind beide Räume weiblich konnotiert, wohingegen der Park, je nach Nutzung, sowohl männlich als auch weiblich konnotiert sein kann. Die freie Natur symbolisiert das ›Fremde‹, von männlichen Pionieren zu Erobernde, das von Frauen nicht betreten wird (vgl. ebd.). Hieraus lässt sich folgern, dass Frauen in der geschlechtsspezifischen Topographie die *kultivierteren* Räume besetzen und lediglich mit gezähmter, *sozialisierter* Natur interagieren.<sup>22</sup>

Unsere Ergebnisse erlauben es, die angedeuteten Kategorisierungen teilweise zu hinterfragen. Die freie Natur ist für die Befragten eher ein geschlechtsneutraler Ort, ebenso wie Parks. Kinderspielplätze werden, wenig überraschend, als überwiegend weiblicher Raum, jedoch auch heterosozial aufgefasst. Friedhöfe gelten den Befragten als heterosozialer Raum mit Tendenz zur weiblichen Konnotation (vgl. Abb. 1).

### **Körperlichkeiten: Die Arbeit am Selbst**

Der Leib des Subjekts ist sowohl Bestandteil des Raumes, Medium der Aneignung von Raum als auch durch Räume Angeeignetes bzw. Umgeformtes (vgl. Wastl-Walter 2010: 68ff.; Strüver 2010). In Bezug auf Geschlecht ist die Arbeit am leiblichen Selbst untrennbar verbunden mit den (Un-)Möglichkeiten der Aneignung von Raum. Zielt die Zurichtung des männlichen Körpers auf Stärke, Ausdauer, Schnelligkeit – kurz, auf all jene Eigenschaften des Körpers, die diesem erlauben, sich einen möglichst großen Raum anzueignen – ist es beim weiblichen Körper gerade umgekehrt: Dieser soll ›schön‹ sein, attraktiv für den männlichen Blick, nicht unbedingt aber stark. Der weibliche Körper ist die Zierde des Innenraums, nicht das Instrument des Außenraums. Die leibliche Komponente geschlechtsspezifischer Subjektivation deutet sich im Fragebogen an, wenn es um Sportanlagen und Shoppingcenter geht: Sportanlagen als Räume der Zurichtung des Körpers mit dem Ziel, diesen in seiner Funktionalität zu optimieren, können als männlich konnotierte, Shoppingcenter mit ihren Bekleidungs- und Schuhgeschäften, Parfümerien und Juwelieren hingegen als Orte der Ästhetisierung des Körpers und somit als weiblich konnotierte Räume interpretiert werden. Kerstin Dorhöfer (2000) schlägt darüber hinaus vor, Einkaufszentren als halböffentliche Übergangsräume zu interpretieren, die Frauen seit dem 19. Jahrhundert einen Zugang zu Räumen außerhalb des Privaten gewähren, ohne ihren Ausschluss aus der politisch-industriellen Stadt aufzubrechen. Sie befinden sich somit jen-

**22** | Ein anderes Beispiel hierfür ist der Gartenbau, insbesondere der Blumengarten. Würzbach (2004: 54) fasst das Haus jedoch implizit als ›natürlichen‹ Raum, im Gegensatz zum zivilisierten und zivilisatorischen öffentlichen Raum.

seits des Innenraums, ohne jedoch einen Grenzraum im Sinne einer Öffnung geschlechtsspezifischer Sphären zu schaffen. Unseren Ergebnissen zufolge müssen diese Aussagen differenziert werden (vgl. Abb. 1): Sportanlagen gelten den Befragten als heterosoziale Räume, wenngleich mit starker männlicher Konnotation. Dahingegen werden Einkaufszentren zu gleichen Teilen als weibliche und heterosoziale Räume gedeutet: Hier scheinen sich – ähnlich wie bei Bars/Bistros/Cafés und Konditoreien/Eisdielen – widersprüchliche Diskurse zu überlagern.

Die Auswertung der quantitativen Daten zeigt, dass die diskursive Klassifizierung öffentlicher Räume entlang traditioneller Geschlechterbilder paradoxerweise sowohl existent als auch nicht-existent ist. Einerseits machen die meisten Befragten keinen geschlechtsspezifischen Unterschied in der Zuschreibung öffentlicher Räume. Dennoch gibt es, neben der heterosozialen Mehrheitsdeutung, teilweise beträchtliche geschlechtsspezifische Zuschreibungen. Auch werden Räume deutlich seltener als männlich denn als weiblich klassifiziert (vgl. Abb. 1). Der öffentliche Raum, so lautet das Fazit der Auswertung, ist nicht mehr männlich, wie in der traditionellen räumlichen Ordnung der Geschlechter. Er ist in erster Linie heterosozial, mit einer Tendenz zur Feminisierung. Dieses Fazit sollte aber, bei aller Eindeutigkeit der Daten, mit Vorbehalt gelesen werden. Sozialgeograph/-innen weisen darauf hin, dass öffentliche Räume im Laufe des 20. Jahrhunderts ihre Funktion verändert haben und dass insbesondere die Innenstadt zunehmend eine Bedeutung als privatisierter Konsumraum erhält, wohingegen sich die Machtzentren von Staat und Wirtschaft aus dem Stadtkern in gesonderte Areale zurückziehen (vgl. Friedrich 2010: 64). Ohne dass dieser städtische Bedeutungswandel eine Konsequenz für die geschlechtsspezifische Subjektkonstruktion nach sich gezogen haben muss, könnten so Frauen zu den typischen Nutzerinnen dieses Raumes werden. Dem widerspricht allerdings, dass weibliche Konnotationen keinesfalls die männlichen Konnotationen des öffentlichen Raumes verdrängt haben, sondern in der überwiegenden Zahl der Fälle schlicht hinzugekommen sind. Man kann davon ausgehen, dass die Befragten in ihren Antworten ihr eigenes Erleben zur Grundlage genommen haben, demzufolge bei möglicherweise ähnlicher Präsenz der Geschlechter Frauen stärker wahrgenommen werden. Die höhere Sichtbarkeit von Frauen ginge dann nicht zwangsläufig auf eine weibliche Aneignung des Raumes zurück, sondern auf eine irritierende, und darum auffällige Abweichung von der vertrauten Norm. Schließlich sagt die quantitative Bewertung eines Raumes noch nichts über dessen qualitative Deutung aus. Um entscheiden zu können, ob und wie Räume vergeschlechtlicht konstituiert werden, ist es daher notwendig, auch die Ergebnisse aus den qualitativen Interviews heranzuziehen.

### 5.3.2 *My home is my castle* – weibliche Zuständigkeiten und Kompetenzen in Innenräumen

Die Zuschreibung von Zuständigkeiten des häuslichen Innenraums – namentlich der *Care*-Tätigkeiten – ist bei den Befragten überwiegend weiblich konnotiert. Die Zuständigkeit und Kompetenz der Frauen wird kaum in Frage gestellt, allerdings auch nicht explizit thematisiert. In den qualitativen Interviews wird die tatsächliche Rollenverteilung der heterosexuellen Paare oftmals eher beiläufig erzählt. So wird der Lebensmitteleinkauf durch die Frau zum ›Beruf‹: »Hmm, meine Frau fährt schon mal extra nach Trier, um den Berufseinkauf zu machen [...]«, wohingegen ihre Erwerbstätigkeit als Lehrerin als Ausflug in den Außenraum ironisiert wird: »Meine Frau hat hier ein paar Jahre lang Lehrerin gespielt an der Schule« (männlich, 77 Jahre, Deutsch-Luxemburger, Luxemburg).

Im folgenden Beispiel wird eine Strategie des Subjektwechsels im Verlauf des Gesprächs deutlich, die in den Interviews wiederholt beobachtet werden kann. Tatsächliche Zuständigkeiten im Innen- bzw. Außenraum werden verschleiert, indem statt der tatsächlichen Aufgabenverteilung ein auf Gemeinschaftlichkeit hindeutendes »Wir« gesetzt wird. Eher zufällig, in einem anderen Zusammenhang, wird die Rollenteilung ›gestanden‹:

[über gutes Essen] »Wir konnten immer noch kochen, heutzutage ist das net mehr so. [Hervorhebung durch die Autorinnen]«

[später, über seine multikulturelle Einstellung] »Obwohl ich esse alles, das ist mir egal wo. Ich kann Japan, China, Russland, das ist mir egal, ich esse alles.«

»Aber kochen tun Sie saarländisch?«

»Ne, ich net, meine Frau« (männlich, 49 Jahre, Deutscher, Saarland).

Unter den weiblichen Interviewten wird die Zuständigkeit für den Innenraum v.a. dann angesprochen, wenn Kinder im Haushalt leben. Der Wegfall dieser Verpflichtung kann als Erleichterung erlebt werden. Sehr selten wird die *Care*-Tätigkeit vom Mann übernommen. Folgendes Zitat fällt also etwas ›aus der Norm‹:

»Nein, um die Einkäufe kümmere ich mich. Das Haus, der Garten, die Verwaltung, die Küche, die Einkäufe, das mache ich alles.«<sup>23</sup> (männlich, 42 Jahre, Belgier, Wallonien).

Der Innenraum ist nicht auf die Wohnstätte im engen Sinne begrenzt, sondern umfasst auch jene Orte, die zur Aufrechterhaltung der *Care*-Tätigkeit gehören. So sind Supermärkte zwar öffentliche Räume, aber eher weiblich konnotiert. Im Untersuchungsgebiet sind sowohl Männer als auch Frauen mit dem Auto mobil. Nicht-Mobilität kann sogar zu einem Privileg für Männer geraten:

**23** | Eigene Übersetzung von: »Non, les courses, c'est moi qui m'en occupe. La maison, le jardin, l'administration, la cuisine et les courses, c'est moi qui fais ça.«

»Und er [der Schwiegersohn] versorgt sich auch nicht selber, seine Frau muss alles beischleppen ... ein Auto ist überflüssig [sagt er]. Obwohl sie zwei kleine Kinder haben« (männlich, 49 Jahre, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Männern wird überwiegend die Kompetenz für Fahrzeuge bzw. generell für Technik zugesprochen:

»Wird es bei mir knapp [gemeint ist das Benzin im Tank], sag ich: ›Ei Schatz, ich bin fast im roten Bereich.‹ Und meistens hat er dann sowieso einen befüllten Kanister. [...] Ich bin so ein Tankmuffel. Ich bin auch zu dämlich, um mein Tankschloss aufzukriegen«<sup>24</sup> (weiblich, 44 Jahre, Deutsche, Saarland).

Hier geht die Subjektivierung einher mit einer drastischen Herabsetzung der eigenen Kompetenz in der Sache und legitimiert die Sphärentrennung in der Form von Kompetenzräumen. Beim Familieneinkauf wird allerdings Frauen die Kompetenz zugeschrieben, während Männer auf die Begleiterrolle reduziert werden: »Die Frauen sagen: ›Ich bin der Chef, ja, ich geh immer mit und darf den Wagen schieben« (männlich, 49 Jahre, Deutscher, Saarland). Deutlich wird, dass dieser Interviewpartner sich bei den Einkaufstouren nicht als gleichberechtigter Partner fühlt, sondern als Außenstehender, der bestimmte Dinge tun »darf«, weil die eigentlich zuständigen und kompetenten Frauen es ihm erlauben.

Dass Männer die weiblich konnotierte *Care*- und Beziehungssphäre als außerhalb ihres Kompetenzraumes liegend und potenziell gefahrvoll empfinden, deutet sich an anderer Stelle an in der scherzhaften Antwort auf die Frage, wo sich Männer verängstigt fühlen: »Beim Psychotherapeuten in einer Paarberatung« [lacht] (männlich, 57 Jahre, Deutscher, Saarland). Der öffentliche Raum wird von den Interviewten selten in geschlechtsspezifischer Weise angesprochen. Dies deckt sich mit dem oben formulierten Befund, dass dieser oft als geschlechtsneutraler Raum wahrgenommen wird. Der folgende Auszug aus einem Interview legt jedoch nahe, dass öffentliche Räume, selbst wenn sie überwiegend von Frauen aufgesucht werden, männliche Kompetenzräume bleiben:

»Ich war mit einer guten Bekannten zweimal hier in Trier im Theater. Die *Traviata*, das ist eine meiner Lieblingsopern. [...]. Das erste Mal habe ich die Bekannte dabeigeht und die hat noch nie was mit Oper zu tun gehabt, eine junge Dame, muss ich sagen, ich wollte sie mal ein bisschen in die Kultur einweisen, und sie war so was von begeistert!« (männlich, 62 Jahre, Deutscher, Rheinland-Pfalz)

Der Außenraum wird hier als kultureller Raum präsentiert, wohlgermerkt der Kultur im Singular und exklusiv aufgefasst als ›Hochkultur‹, als hegemoniale

---

**24** | Allerdings findet sich kein durchgängiger Genderunterschied bzgl. der Tankgewohnheiten der Befragten (vgl. Abschnitt 4.7).

Deutung des eigentlich vielschichtigen Begriffs. Die kulturelle Einweisung bzw. Subjektivation erfolgt durch ein bereits subjektiviertes Subjekt, das sich in diesem Fall offenbar nicht ganz zufällig als männlich gegenüber einem weiblichen Objekt entwirft: Im Narrativ des Interviewten wechselt die Bezeichnung der Freundin von der geschlechtlich neutraleren »Bekanntem« zur »Dame« bzw. »jungen Dame« – einer Bezeichnung, die ironisch-distanziert oder auch pejorativ gelesen werden kann. Eine »Dame« ist in dieser Deutung eine weibliche Person, die allorts der Führung eines »Herrn« bedarf. Die Verwendung des anachronistischen Begriffspaars Herr/Dame reproduziert somit ein Geschlechterverhältnis, das auf unterschiedlichen Ebenen dichotom und asymmetrisch verfasst ist.

### 5.3.3 Leben in gefährlichen Räumen – gefährlich lebende Frauen

Wir haben festgestellt, dass die Präsenz von Frauen im öffentlichen Raum noch nichts über die qualitative Deutung dieses Raums aussagt. Das obige Zitat legt nahe, dass es trotz der weiblichen Präsenz v.a. Männer sind, die sich den öffentlichen Raum tatsächlich aneignen, während sich Frauen dort zwar aufhalten, eine wirkliche Raumsjektivation im Sinne einer Kompetenzzuschreibung aber überwiegend im privaten Innenraum stattfindet. Es wurde auch angedeutet, dass eine mögliche Feminisierung des öffentlichen Raums tageszeitabhängig ist: Der Besuch der Konditorei oder des Spielplatzes legt eine Nutzung am Tage nahe, während der öffentliche Raum ab dem Abend wieder den Männern vorbehalten ist (dazu gehört auch die männliche Begleitung von Frauen). Inwiefern der öffentliche Raum gar zum Bedrohungs- und Angstraum für Frauen werden kann, wird im Folgenden untersucht.

Grundsätzlich kann Bedrohung sowohl in Außen- als auch Innenräumen erfahren werden. Tatsächlich erleben Frauen häufiger Gewalt im Innenraum, durch Familienangehörige, Partner/-innen oder Bekannte (vgl. Europäische Kommission 2010: 55). Dennoch gilt fast ausschließlich der öffentliche Außenraum als gefahrvoll bzw. wird als Gefahrenraum konstruiert (vgl. Becker: 62ff.). Dies zeigt sich auch in den Befragungen.<sup>25</sup>

Häufig erleben die Interviewten den nächtlichen öffentlichen Raum als Bedrohungsraum:

»[Orte, an denen sich Frauen bedroht fühlen] gibt es schon. So allgemein, dunkle Ecken. Bei uns nicht, Saarburg nicht, aber Trier, Luxemburg, gerade am Bahnhof, da ist es so verwinkelt, da würde ich nicht unbedingt gerne alleine im Dunkeln hingehen« (männlich, 49 Jahre Deutscher, Rheinland-Pfalz).

**25** | Wenige Befragte äußerten sich zu häuslicher Gewalt im Zusammenhang mit geschlechterspezifischen Bedrohungsräumen.

»Dunkle Ecken« werden demnach von diesem Interviewpartner nicht nur für Frauen, sondern auch für sich selbst als bedrohlich empfunden. Nicht selten wird im ersten Impuls kein geschlechtsspezifischer Unterschied in der Bedrohung gemacht, wodurch ein logischer Bruch in der Narration entsteht, wenn sich der Interviewte direkt in das Erzählte einbringt und eine gewisse Unklarheit darüber entstehen lässt, ob er die Bedrohung im Sinne einer Selbstidentifikation als Frau nachvollzieht oder ob die Bedrohung dadurch, dass sie auch ihn als Mann betrifft, nur noch bedrohlicher für Frauen wird. In wenigen Fällen wird die Existenz von Bedrohungen gänzlich verneint, auf Nachfrage hin jedoch benannt, was in extremen Äußerungen sogar zu einer Art Wesensbeschreibung des Frauseins gerät:

»Für eine Frau ist es, genau, ist es ... ist es normal, ist es. Letztlich ist es normal, nein, es ist nicht normal, aber die Frauen, das stimmt. Wir, wir haben nicht dieselben, wie soll ich es sagen, nicht die Rechte. Doch, aber wir sind mehr in Gefahr als die Männer«<sup>26</sup> (weiblich, 66 Jahre, Französin, Luxemburg).

Bedrohung als weibliche Normalität mag unaussprechlich scheinen, sie bleibt, nach dem Zeugnis dieser Befragten, Realität. In einer weiteren Äußerung ist bezeichnend, dass Frauen nicht als potenzielle Opfer von Kriminalität präsentiert werden, sondern als »Problem«.

»Also als Frau eher so ganz typisch, da gibt es überall Ecken, wo es dunkel ist und einem einer auflauern könnte [...] Also auch Wege im Wald oder Wohngegenden, die in den Wald übergehen, wenn man da jetzt nachts im Park lang läuft, da sind Frauen eher das Problem wegen Übergriffen in irgendeiner Form« (männlich, 29 Jahre, Deutscher, Saarland).

Ohne es auszusprechen, deutet der Befragte an, dass Frauen, die sich nachts an öffentlichen, wenig frequentierten Orten aufhalten, im Grunde damit rechnen müssen, Opfer von Übergriffen zu werden. Eine solche Kultur des *victim blaming*, die Opfern aufgrund ihres Verhaltens eine Mitschuld oder zumindest eine Mitursache an der ihnen angetanen Gewalt gibt, findet sich auch in anderen Aussagen – auch von Frauen:

»Gut, klar, manchmal muss man aufpassen, was man anzieht. Wenn man nicht belästigt werden will, muss man nicht unbedingt einen zu kurzen Rock anziehen. Man muss die Leute nicht provozieren, das ist menschliche Vernunft« (weiblich, 28 Jahre, Französin, Saarland).

---

**26** | Eigene Übersetzung von: »Pour une femme, c'est, voilà, c'est, c'est normal, c'est. Enfin, c'est normal non, c'est pas normal, mais les femmes, c'est vrai. Nous, nous n'avons pas les mêmes, comment dirais-je, pas les droits. Si, mais, nous sommes plus en danger que les hommes.«

Ein männlicher Interviewpartner verbindet die gleiche ›unpassende‹ Kleidung mit einem konkreten öffentlichen Raum und einer bestimmten Zeit sowie einer ›unangemessenen‹ Art, den Raum einzunehmen:

»Ich muss ja nicht mehr um zehn Uhr nachts zum Bahnhof gehen und dann mit Miniröckchen durch die Gegend stolzieren ... dass natürlich dann der Anreiz, vergewaltigt zu werden, höher ist, als wenn man morgens um zehn Uhr da hingehet« (männlich, 29 Jahre, Deutscher, Saarland).

Im Gegensatz zum vorigen Zitat ist die Gefahr nicht potenziell die einer Belästigung, sondern die einer Vergewaltigung. Zudem wird die Gefahr nicht als solche benannt, sondern als »Anreiz« für den Täter formuliert, was die Opferperspektive, auf die der Einsatz der ersten Person im Singular hätte schließen lassen können, delegitimiert. Wie mit dem obigen Verweis auf »dunkle Ecken« wird auch hier suggeriert, dass der öffentliche Raum in der Nacht kein Ort für Frauen ist. Dass auf diese Weise die Bewegungsfreiheit von Frauen diskursiv beschnitten wird, wird nur selten ausgesprochen:

»Das ist eine Frage, die man sich bei jedem Fall von Aggression stellen kann, aber im Bereich der sexuellen Gewalt gegen Mädchen hat man leider oft die Neigung, das Opfer zu beschuldigen, und das als unmittelbare Reaktion [...]«<sup>27</sup> (männlich, 42 Jahre, Belgier, Wallonien).

Männliche Bedrohtheit wird von den Interviewten beiderlei Geschlechts teilweise komplett verneint oder gar ins Lächerliche gezogen: »Krankenhaus vielleicht, wenn die Ärzte mit der Spritze auf sie zukommen. Aber ansonsten ...« (weiblich, 34 Jahre, Belgierin, Luxemburg). Oder: »Hören Sie, ich bin 1,92 Meter groß, ich bin 110 Kilo schwer, ich habe gelernt, mich zu verteidigen, ich habe wirklich nirgendwo Angst! [Ironisches Lachen]«<sup>28</sup> (männlich, 42 Jahre, Belgier, Wallonien).

Wenn in den Erzählungen Männer Opfer von Gewalt werden, ist diese von der gegen Frauen qualitativ verschieden; sie kommt ›von außen‹ und erhält so den Ruch des Unvermeidlichen oder gar des Krieges.<sup>29</sup> Die Gewalt, der Frauen

**27** | Eigene Übersetzung von: »C'est une question qu'on peut se poser dans le cas de n'importe quelle agression, mais dans le domaine des agressions sexuelles sur les filles, on a malheureusement souvent tendance à un peu culpabiliser la victime, et ça a comme conséquence immédiate [...]«

**28** | Eigene Übersetzung von: »Ecoutez, je mesure un mètre nonante-deux, je fais cent dix kilos, j'ai appris à me défendre, je n'ai pas vraiment peur d'aller nulle part! [Rire ironique].«

**29** | Die Erzählung über Kriminalität durch proletarische männliche Migranten in sogenannten sozialen Brennpunkten ist im gesamten Untersuchungsraum verbreitet und verdient gesonderte Aufmerksamkeit. Wir wollen aber betonen, dass sie intersektional verfasst und ausdrücklich auch gegendert ist.

zum Opfer fallen, gilt laut Aussagen einiger der Interviewten dagegen als grundsätzlich vermeidbar, indem Frauen sich angemessen kleiden, sich in Gesellschaft bewegen oder einfach zu bestimmten Zeiten bestimmte Orte nicht aufsuchen. Betreten sie den Bedrohungsraum dennoch, sollten sie sich in adäquater – nämlich unsichtbarer – Weise verhalten, oder wenn möglich, ›männlich‹ werden:

»Ich erinnere mich, als wir Studentinnen waren, hatte ich eine Freundin, die tatsächlich sehr maskulin war. Und sie, sie war sehr misstrauisch. Sie sagte, wenn ich alleine nach Hause gehe, wenn ich gezwungenermaßen alleine nach Hause gehe, verkleide ich mich als Kerl. Sie zog einen Kapuzenpulli an, sie war sehr groß, sie machte so den Gang ... Und das funktionierte gut! Ich glaube, das ist tatsächlich eine gute Technik! [amüsiertes Lachen]«<sup>30</sup> (weiblich, 33 Jahre, Französin, Lothringen)

### 5.3.4 Fazit: entgenderte Übergänge

Die Auswertungen der quantitativen und qualitativen Befragungen haben gezeigt, dass Männer und Frauen sowohl neutrale Räume als auch geschlechtsspezifisch zugeschriebene Räume unterschiedlich wahrnehmen. Im ersten Fall ist von einer Aneignung von Räumen (Subjektivierung) zu sprechen, während im zweiten Fall Subjektivationsprozesse (Zuschreibungen) stattfinden. In beiden Fällen werden Räume vergeschlechtlicht und wirken vergeschlechtlichend auf die Akteur/-innen. Die Thematisierung der Räume findet in einem jeweils geschlechtsspezifischen Handlungsrahmen statt. Dabei fällt auf, dass überwiegend weibliche Handlungsräume thematisiert werden (Einkaufen, Pflege des Haushaltes und der Kinder), während nur selten männliche Handlungsräume genannt werden, namentlich Technik. Demnach scheinen immer noch Frauen die Hauptverantwortlichen für den Haushalt zu sein, v.a. dann, wenn Kinder zu versorgen sind. Die Rolle der Männer beschränkt sich auf die des Helfers, was Baltes-Löhr (2006: 189) als Schwellentätigkeiten bezeichnet.

Bezieht man jedoch ein, welche Räume nicht in vergeschlechtlichter Weise aufgerufen wurden – die in dieser Studie nicht explizit betrachteten Bereiche Arbeit, Wirtschaft, Freizeit fallen hierunter – und erinnert man sich an die von den Befragten vorgenommene Zuschreibung der Räume, die in der deutlichen Mehrheit ergeben hat, dass die Befragten keine geschlechtsspezifische Konnotation vornehmen, dann sind Frauen durchaus im öffentlichen Raum präsent. Sie sind jedoch nicht in allen Bereichen gleichermaßen stark vertreten, noch weniger sind sie gleich stark vertreten wie Männer. Auch die Qualität der Raumeignung

**30** | Eigene Übersetzung von: »Je me souviens, quand on était étudiantes, j'avais une amie qui était très masculine, en fait. Et elle, elle était très méfiante. Elle disait, quand je rentre seule, quand je suis obligée de rentrer seule chez moi, je me fais passer pour un mec. Elle mettait un sweat avec une capuche, elle était assez grande, elle faisait une démarche un peu ..., et ça marchait bien! Je crois que c'est une bonne technique, en fait [Rire amusé] !»

nung unterscheidet sich erheblich. V.a. dürfen die Verdrängungsmechanismen von Frauen aus der Öffentlichkeit nicht übersehen werden, die sich innerhalb des Diskurses um Bedrohungsräume manifestiert haben. Hier wird suggeriert, dass Frauen, die sich in bestimmten ›Bedrohungsräumen‹ bewegen, damit rechnen müssen, Gewalt zu erfahren. Eine vergleichbare Bedrohung für Männer existiert diskursiv nicht. Eine – prekäre – Sicherheit entsteht, wenn Frauen sich in diesen Räumen ›unsichtbar‹ machen. Die latent oder offen vorhandene Kultur des *Victim Blaming* führt dazu, dass Frauen hier praktisch das Recht auf Sicherheit aberkannt wird, denn ›sie sind selbst schuld‹. Auf diese Weise wird Frauen aber auch eine gleichberechtigte Aneignung des öffentlichen Raums verwehrt.<sup>31</sup>

Trotz der paradoxalen und prekären Sichtbarkeit von Frauen im öffentlichen Raum ist dieser kein ausschließlich männlicher, sondern ein heterosozialer Raum. ›Geschlecht‹ kann hier als Struktur- und Subjektkategorie zumindest teilweise an Bedeutung verlieren. Die Individuen werden nicht mehr als geschlechtsspezifische Subjekte angerufen und subjektivieren sich auch selbst nicht mehr ausschließlich als vergeschlechtlichtes Subjekt: Hier wird ›Geschlecht‹ situativ dekonstruiert. Dies gelingt allerdings nur, wenn der öffentliche Raum auch explizit als politischer Raum der Dekonstruktion von Identität verstanden wird. Dies ist kein ganz neuer Gedanke (vgl. Degele 2010). In vielerlei Hinsicht wird er bereits in die Tat umgesetzt. Auch die explizite Aneignung durch Homosexuelle, Trans- und Intersex-Personen – etwa am Christopher-Street-Day oder IDAHOTI (*International Day against Homo-, Trans- and Interphobia*) – sind Beispiele. Jedoch ist dies bislang eher Programm als alltägliche Realität. Dennoch kann an der Vorstellung festgehalten werden, dass die Grenzen zwischen männlicher und weiblicher Subjektposition im öffentlichen Raum verschwimmen und ein dekonstruktivistisches und vielfältiges Grenzland der Begegnung entstehen lassen (vgl. Baltes-Löhr 2003: 96f.).

## 5.4 IDENTITÄTSKONSTRUKTIONEN UND REGIONALISIERUNG AM BEISPIEL DES TOTENGEDENKENS IM TREVERERGEBIET (2./3. JAHRHUNDERT N. CHR.): FAMILIENIDENTITÄTEN AUF GRABMONUMENTEN IN ARLON

*Andrea Binsfeld*

Familie und Verwandtschaft sind die grundlegenden sozialen Ordnungen griechisch-römischer Gesellschaften. Familien können vielfältige Funktionen innerhalb dieser Gesellschaften erfüllen: Sie sind Lebensgemeinschaften und Wirt-

**31** | Für Ruhne (2003: 195f.) ist die Unsicherheit, mit der sich Frauen im öffentlichen Raum bewegen – und zu der sie erzogen werden! – ein Symptom des Ausschlusses von Frauen aus der Öffentlichkeit und der Persistenz geschlechtsspezifischer Sphärentrennungen.

schaftseinheiten, über sie werden Werte und Traditionen weitergegeben sowie künftige Generationen in die Gesellschaft integriert. Familien sind keine starren Strukturen, sondern sie sind Veränderungen unterworfen. Indem sie sich den wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen anpassen, versehen Familien Subjekte mit einer spezifischen Familienidentität (vgl. Bührmann/Schneider 2008: 68, Anm. 27). Repräsentationen von Familien stellen damit ein ideales Untersuchungsfeld dar, um der Frage nach Subjektivation und Subjektivierung sowie nach der Visualisierung von Identitäten nachzugehen. Die Darstellungen von Familien auf Grabdenkmälern in den römischen Provinzen zeigen beispielhaft, auf welche Vorbilder diese zurückgreifen (Subjektivation), welche Bildformeln verwendet werden, wie sie abgewandelt werden und welches Selbstverständnis der Subjekte darin zum Ausdruck kommt (Subjektivierung).

In dieser Fallstudie sollen in erster Linie Identitätskonstruktionen am Beispiel der Familiendarstellungen auf römischen Grabdenkmälern der *civitas Treverorum* untersucht werden, also des Gebietes, das das heutige Luxemburg und die angrenzenden Gebiete in Belgien (Arlon), Frankreich und Deutschland (Trier) umfasst. Die Analyse einiger ausgewählter Beispiele hat zum Ziel, die Prozesse der Selbstdefinierung, die Subjektivierungstechniken, und die darin angelegten Identitätskonstruktionen herauszuarbeiten. Im Zentrum stehen dabei Praktiken des Erinnerns und ihre materiellen Ausformungen in Grabdenkmälern. Diese Artefakte sind Teil eines visuellen Diskurses, über den Identitäten und Räume generiert werden. Auf diese Art und Weise verbindet der vorliegende Beitrag zwei wichtige Forschungsbereiche: die Konstruktion sozialer und kultureller Identitäten am Beispiel von Grabmonumenten sowie Forschungen zur römischen Familie. Der Schwerpunkt der Analyse wird auf den Grabmonumenten des 2. und 3. Jahrhunderts aus Arlon liegen, die zu Darstellungen verschiedener Regionen, v.a. Metz und Trier, in Beziehung gesetzt werden. Somit knüpft der Beitrag an die Arbeiten von Hannelore Rose und Henner von Hesberg an, die sich ebenfalls mit Familiendarstellungen auf gallo-römischen Grabmälern beschäftigen. Hannelore Rose (2007: 207ff.) untersuchte jedoch schwerpunktmäßig die Grabmonumente aus Metz, während Henner von Hesberg (2008: 257ff.) allgemein Familiendarstellungen und Rollenmodelle auf Grabmonumenten in den Nordwestprovinzen analysierte. Für die Bereiche der Repräsentation von Familien sowie der Konstruktion sozialer und kultureller Identitäten liegt eine Reihe weiterer Arbeiten vor, an die diese Fallstudie anknüpft. Grundlegend für den Aspekt der Selbstdarstellung der gallo-römischen Gesellschaft ist die Arbeit von Yasmine Freigang (1997) zu den Grabmälern der gallo-römischen Kultur im Moselland. Auch in den folgenden Jahren hat sich eine Reihe von Kolloquien mit diesem Thema beschäftigt (vgl. Fasold 1998; Heinzelmann 2001; Walde 2007). Die Romanisierungs- und Transformationsprozesse des Treverergebietes und der nördlichen Grenzprovinzen des römischen Reiches waren zudem Gegenstand eigener Forschungsprojekte (vgl. Haffner/von Schnurbein 2000; Scholz 2012).

Für die Forschungen zur römischen Familie sind die ursprünglich von Beryl Rawson organisierten *Roman Family Confernces* von großer Bedeutung. Eine Bilanz der Familienforschung stellt der von Rawson herausgegebene, im Jahr 2011 erschienene *Companion to Families in the Greek and Roman World* dar, der ein breites Spektrum von Themen, Methoden, Disziplinen und Quellen abdeckt und auch Aspekte der Erinnerungskultur von Haushalt und Familie behandelt.

Generell ist eine Tendenz zu regionalen Studien festzustellen: Nachdem sich die Erforschung von Haus und Familie v.a. auf die Familie in Italien und Rom konzentrierte (vgl. z.B. Huskinson 2011: 521f.; Dasen/Späth 2010), finden nun zunehmend die Provinzen Beachtung. Ein Beispiel dafür ist der von Michele George herausgegebene Band mit dem programmatischen Titel *The Roman Family in the Empire. Rome, Italy and Beyond* (2005a). In diesem Zusammenhang finden gerade auch die Grabdenkmäler große Beachtung, denn insbesondere Familienbilder boten den lokalen Eliten »ein wirkungsvolles Bild, durch das sie ihren sozialen Aufstieg darstellen und Anspruch auf ein öffentliches Profil erheben konnten, wenn auch eines, das praktischen und kulturellen Beschränkungen unterlag.«<sup>32</sup> (George 2005b: 37f.).

Hinter den Fragen nach Subjektkonstitutionen durch Subjektivationen und Subjektivierungen steht letztendlich die Frage nach Romanisierung bzw. Akkulturation, widmet sich doch die Romanisierungsforschung dem Problem, in welchem Umfang römische Vorgaben von der Bevölkerung der unterworfenen Gebiete rezipiert wurden. Seit der Entwicklung des Romanisierungskonzeptes im 19. Jahrhundert, das insbesondere mit Theodor Mommsen und Francis Haverfield in Verbindung zu bringen ist (vgl. Rothe 2005: 1ff.), hat sich die Vorstellung des Kulturtransfers zwischen Römern und der lokalen Bevölkerung in den Provinzen jedoch stark gewandelt. Anfangs stand der Aspekt der Subjektivation im Vordergrund. Romanisierung wurde als einseitige Übernahme der römischen Kultur verstanden. Der Fokus der neueren Forschung liegt nun stärker auf dem Prozess der Subjektivierung, also v.a. auf der Diversität und Andersartigkeit; es wird das Lokale, die Varietät und die Pluralität untersucht (vgl. Deppmeyer 2005: 57ff.; Hingley 2010: 54ff.; Hodos 2010: 9; Scholz 2012: 1ff.; Schörner 2005: Vff.).

### 5.4.1 Darstellungen der römischen Familie

Auf welche Vorbilder, d.h. auf welche »Muster des Erstrebenswerten« (Reckwitz 2008: 140), die hier zu behandelnden Beispiele zurückgreifen konnten, zeigen Beispiele aus stadtrömischen Kontext und aus Oberitalien, wie das Grabrelief der Familie der Servilii aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. (vgl. Abb. 1) in den Vatikanischen Museen in Rom (vgl. Kockel 1993: 14f.).

**32** | Eigene Übersetzung von: »An effective image through which they could display their social ascendancy and lay claim to a public profile, albeit one conditioned by practical and cultural limitations.«

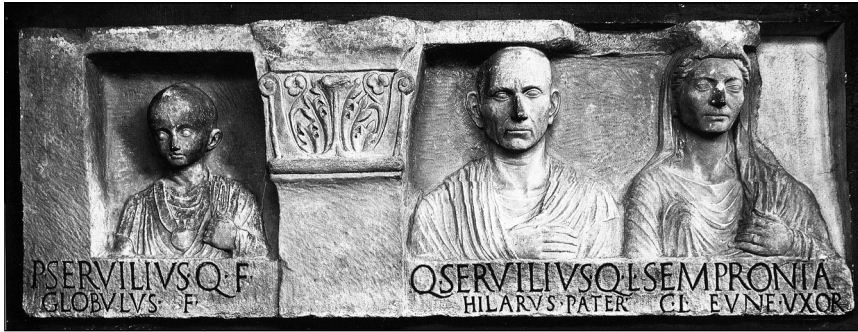


Abbildung 1: Grabrelief der Servilii, Rom; Museo Gregoriano Profano Inv. 10491 (Kockel 1993: Taf. 51b)

Aus der Inschrift geht hervor, dass es sich um eine Familie von Freigelassenen handelt.<sup>33</sup> Die Familienmitglieder sind streng frontal ausgerichtet. Besonders hervorgehoben wird durch die Inschrift und das Attribut, also die *bulla*, die der Knabe um den Hals trägt, der Sohn der Familie: In der Inschrift wird der Knabe zwei Mal explizit als Sohn angesprochen, die *bulla* weist ihn zusätzlich als ersten frei Geborenen der Familie aus (vgl. ebd.: 53). Jedem Familienmitglied wird eine Funktion zugewiesen: Hilarus wird explizit als Vater (*pater*) angesprochen, Sempronia Eune als Gattin (*uxor*). Als Sklaven hatten die Servilii weder das Recht, zu heiraten noch eine Familie zu gründen. Es ist ihnen daher ein besonderes Anliegen, die bürgerlichen Rechte, die sie durch ihre Freilassung gewonnen haben, inschriftlich festzuhalten und zu visualisieren. In ihrer Selbstdarstellung eignen sich die Freigelassenen Bildformeln an, die typisch für eine Bürgerfamilie sind: die *toga*, die Darstellung als Matrone und der frei geborene Nachwuchs (vgl. Huskinson 2011: 526f.). Die Männer zeigen ihren Status durch das Tragen der *toga* an, während Frauen die *tunica* und als Obergewand die *palla*, die in manchen Fällen den Kopf bedeckt, tragen. Im *pudicitia*-Gestus greift die Frau in die *palla* und zieht sie leicht vor das Gesicht, um somit die Tugend und Keuschheit einer römischen Matrone anzudeuten. Das Grabrelief spiegelt auch den besonderen Stolz der Freigelassenen auf den frei geborenen Sohn wider. Die bildliche Darstellung dient somit weniger privaten, sondern öffentlichen Zwecken. Auch wenn diese Art der Familiendarstellung besonders häufig von Freigelassenen gewählt wird, ist sie nicht auf diese Gruppe beschränkt (vgl. George 2005b: 37ff.; Zanker 1975). Die Anzahl der abgebildeten Familienmitglieder kann zudem um weitere Personen erweitert

**33** | Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL) VI 26410: P(ublius) Servilius Q(uintus) f(ilius) Globulus f(ilius), Q(uintus) Servilius Q(uintus) l(ibertus) Hilarus pater, Sempronia C(ai) l(iberta) Eune uxor (eigene Übersetzung: »Publius Servilius Globulus, Sohn des Quintus, der Sohn, Quintus Servilius Hilarus, Freigelassener des Quintus, der Vater, Sempronia Eune, Freigelassene des Gaius, die Gattin«).

werden, wie auf einem Beispiel aus Ravenna aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.: Dargestellt sind neben dem Ehepaar mit Kind auch die Schwester der Frau mit Mann sowie zwei Freigelassene (vgl. Pflug 1989: Kat. Nr. 8).<sup>34</sup> In diesem Fall visualisiert das Grabmal die komplexen römischen Familienstrukturen. So ist der Begriff *familia* nicht nur auf die Verwandtschaft beschränkt, sondern umfasst auch Sklaven und Freigelassene (vgl. Digesten 50,16,195), denen das Recht eingeräumt werden konnte, in der Grabstätte der Familie beigesetzt zu werden. Die Zugehörigkeit zu einer Familie ist mit Rechten und Pflichten, wie z.B. der Bestattung, verbunden. Somit stellt auch das Grabmal aus Ravenna ein öffentliches Dokument dar, da es diese Zugehörigkeit visualisiert. Der dokumentarische Charakter wird auch hier durch die starre Frontalität unterstrichen. Eine andere Variante der Familiendarstellungen findet sich auf Sarkophagen, v.a. Kindersarkophagen, die den Lebenslauf des Kindes darstellen. Auch wenn hier zunächst ›private‹ Aspekte im Vordergrund zu stehen scheinen, wie die Trauer von Vater und Mutter um das verstorbene Kind, so werden über die Auswahl der Bildthemen Normen und Werte tradiert und Funktionsbereiche festgelegt. Der Mutter ist der Bereich der Geburt und Kinderpflege (zusammen mit der Amme) vorbehalten; besonderer Wert wird auf die Darstellung der Erziehung des Kindes gelegt. Eher die Ausnahme ist es, wenn die aktive Beteiligung des Vaters an der Erziehung abgebildet wird, wie z.B. beim Anlegen der *toga*, um den Übergang vom Kind zum jungen Mann zu symbolisieren. Diese Darstellungen bieten zum einen die Möglichkeit, Emotionen auszudrücken, solche Familienzyklen können aber auch in die Darstellung der Leistung und des öffentlichen Wirkens des *pater familias* für die Gesellschaft eingebettet und somit ein Teil der öffentlichen Präsentation sein (vgl. Huskinson 2011: 528ff. und 534ff.). Zweifel sind jedoch angebracht, inwiefern diese Porträts die tatsächliche Zusammensetzung der Familie repräsentieren, v.a. da auf den meisten Monumenten nur ein Kind, dazu meist ein Sohn, dargestellt ist. Dies spricht dafür, dass das Ziel dieser Familiendarstellungen nicht eine getreue Wiedergabe einer Kleinfamilie oder einer erweiterten Familie ist, sondern dass es in erster Linie um die Darstellung von Rechten, Werten und der gesellschaftliche Stellung geht (zu Problemen der demographischen Forschung vgl. Krause 2003: 23ff.; Huskinson 2011: 533; Huebner 2011: 73ff.). Welche Bedeutung die Familie als identitätsstiftende Institution hat, zeigen am deutlichsten die Grabreliefs der Freigelassenen. Indem sie sich als Bürger/-innen, Söhne, Eltern und Gatt/-innen darstellen lassen, versehen sie sich mit einer spezifischen Familienidentität.

**34** | CIL XI 28: P(ublius) Arrius P(ubli) f(ilius) Montanus, Mocazia Helpis uxor, P(ublius) Arrius Pollux; Q(uintus) Decimius Dacus, opt(io) de (triere) Pinnata, Moca(z)ia lucunda u(xor), P(ublius) Arrius P(ubli) l(ibertus) Primigenius, P(ublius) Arrius P(ubli) l(ibertus) Castor (eigene Übersetzung: »Publius Arrius Montanus, Sohn des Publius, Mocazia Helpis, die Gattin, Publius Arrius Pollux, Quintus Decimius Dacus, Optio der Triere Pinnata, Mocazia lucunda, die Gattin, Publius Arrius Primigenius, Freigelassener des Publius, Publius Arrius Castor, Freigelassener des Publius«).

### 5.4.2 Die Grabmäler aus Arlon

Ob und wie diese Identitätswürfe wiederum von der Bevölkerung der nord-westlichen Provinzen des römischen Reiches übernommen wurden und dort das Selbstverständnis prägten, soll nun am Beispiel der Grabdenkmäler aus dem römischen *vicus* Arlon untersucht werden. Der *vicus* Arlon entstand nach der Eroberung Galliens im Zuge des Ausbaus des Straßensystems unter Kaiser Augustus bzw. unter der Statthalterschaft des Agrippa. Arlon lag am Schnittpunkt der Straßen Reims – Trier und Metz – Tongern. Ähnlich wie im Fall der römischen Freigelassenen stellt sich auch bei der Bevölkerung der Provinz Gallien die Frage, wie römisch-bürgerliche Einflüsse rezipiert wurden. Welche Aspekte in der Repräsentation der Arloner Familien im Vordergrund standen, soll anhand einiger ausgewählter Beispiele verdeutlicht werden, die repräsentativ sind für die wichtigsten Subjektentwürfe. Diese Beispiele datieren alle in das 2. und 3. Jahrhundert n. Chr., also in eine Zeit der Konsolidierung der römischen Herrschaft in Gallien.<sup>35</sup>

#### Beruflicher Erfolg und Wohlstand

Auf dem ersten Beispiel, dem sogenannten *Pilier aux jeunes époux* (vgl. Musée archéologique 2009: Nr. 57), ist ein Paar abgebildet (vgl. Abb. 2a und b).

Die Frau trägt eine lokale Variante des Mantels: ein »mantelartiges Umschlagtuch« (Freigang 1997: 302), das um die Schulter und über den Arm gelegt wird, so dass vorne das Tuch in einer Spitze herabhängt. Der Mann trägt ebenfalls eine »einheimische« Form von *tunica* und *paenula*, also einen Mantel mit V-Ausschnitt und Kapuze (Bezeichnung nach Freigang 1997; zur Problematik der Begriffe vgl. Rothe 2009: 34ff.). Sie wenden sich einander zu, die Frau hält ein Tuch, die *mappa*, und ein Fläschchen, ein *balsamarium*, in der Hand, das durch einen Korken verschlossen ist, der Mann eine Buchrolle. Auf den Seiten ist eine Tänzerin mit *krotaloi* zu sehen, nackt bis auf einen Mantel, der ihr von den Schultern gleitet. Solche Darstellungen aus dem dionysischen Bereich zeigen die Hoffnung der Grabinhaber/-innen auf ein immerwährendes Leben in Glückseligkeit nach dem Tod – ein Motiv, das in der Grabkunst seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. bis in die späte Kaiserzeit weit verbreitet ist (vgl. Andrikopoulou-Strack 1986: 115ff.). Auf der linken Nebenseite ist ebenfalls eine nackte Frau zu sehen, die sich unterhalb der Brust eine Binde um den Körper legt. Ihre Kleider hat sie neben sich abgelegt. Enge Parallelen zu dieser Darstellung sind z.B. Bronzestatuetten, die Göttinnen mit Brustbinde zeigen, wie die Venus aus Hinzerath-Belginum im Hunsrück<sup>36</sup>

**35** | Eine katalogartige Zusammenstellung von Familiendarstellungen auf Grabdenkmälern kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Dazu sei auf die Publikationen von Mariën (1945), Lefèbvre (1978) und auf den aktuellen Museumskatalog (Musée archéologique 2009) verwiesen.

**36** | Aufbewahrungsort (AO): Rheinisches Landesmuseum Trier, vgl. Massow 1940.

oder die Statuette aus dem Museum Burg Linn, die aus einem Grab des 3. Jahrhunderts aus Krefeld Gellep stammt.<sup>37</sup>

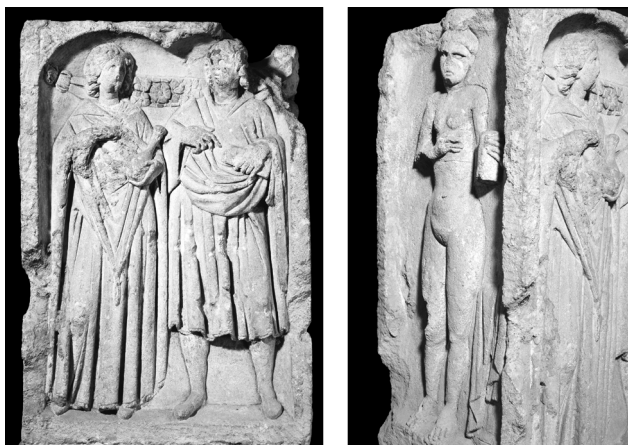


Abbildung 2a: Grabmonument mit der Darstellung eines Paares (Le pilier aux jeunes époux), IAL GR/S 028 (© Institut Archéologique du Luxembourg, Musée Archéologique d'Arlon), Abbildung 2b: Linke Seite des Grabpfeilers mit der Darstellung einer Venus (© Institut Archéologique du Luxembourg, Musée Archéologique d'Arlon)

Auf der Vorderseite des Grabmals des *Pilier du drapier* (Musée archéologique 2009: Nr. 109; Mariën 1945: 30ff., Nr. A1; Freigang 1997: Trev 80; Lefébvre 1978: 71ff., Nr. 47) sind drei Personen dargestellt: eine Frau zwischen zwei Männern (vgl. Abb. 3).

Die Frau trägt eine fußlange *tunica* mit Fransen, darüber ein Umschlagtuch; in der linken Hand hält sie eine *mappa*, in der rechten eine bauchige Glasflasche mit langem Hals, die der Form nach genau mit kugelförmigen Balsamarien übereinstimmt, wie sie auch als Grabbeigaben häufig vorkommen (vgl. Goethert-Polaschek 1980: 8). Das *balsamarium* weist auf Reichtum und Luxus hin, während die *mappa* die Frau als Matrone kennzeichnet. Die beiden Männer tragen knielange, mit Fransen besetzte Tuniken und eine *paenula*. Der Mann zur Linken hält einen *codex* aus Wachstafelchen in der Hand sowie einen Schreibgriffel, der Mann zur Rechten einen Geldbeutel (*marsupium*), jeweils Hinweise auf eine erfolgreiche Tätigkeit in Handel und Gewerbe. Da die Köpfe der drei Dargestellten stark beschädigt sind, fehlen Anhaltspunkte, um die Beziehung zwischen den Personen erschließen zu können (Vater und Ehepaar?). Auch Körpersprache und erklärende Gesten fehlen hier. Möglicherweise muss

**37** | Ich danke Franziska Dövenner vom *Centre National de Recherche Archéologique de Luxembourg* sehr herzlich für den Hinweis auf dieses Stück. AO: Museum Burg Linn, Krefeld, vgl. Pirling 1986: 73 und Abb. 48.

man sich die Szene wie in einem Beispiel aus Metz vorstellen: Auf der Grabstele für Marcus Maturicius Maternus und Marcianus wird eine Frau ebenfalls von zwei Männern flankiert. Der Inschrift zufolge hat die Frau Mariana das Monument für die beiden männlichen Verstorbenen, vielleicht Vater und Sohn, errichten lassen.<sup>38</sup> Sie wendet sich dem jüngeren Mann zu ihrer Linken zu, während der Mann zu ihrer Rechten durch Barttracht und Falten als älterer Mann gekennzeichnet ist (vgl. Rose 2007: 216).<sup>39</sup> Auf den Seiten des Arloner Grabmals sind Szenen aus dem Leben eines Tuchhändlers dargestellt: eine Wagenfahrt und eine Transportszene auf der rechten Seite, eine Tuchprobe und eine Abrechnungsszene auf der linken Seite.



Abbildung 3: Grabmonument mit der Darstellung zweier Männer und einer Frau (Le pilier du drapier, vorher: Le Marchand de draps), IAL GR/S 047 (© Institut Archéologique du Luxembourg, Musée Archéologique d'Arlon)

Vergleicht man die beiden Beispiele mit den römischen Vorbildern, so zeigen sich zunächst deutliche Unterschiede. Die Subjekte lassen sich nicht in erster Linie

**38** | Année Epigraphique (AE) 1976, 479: M(arco) Maturi[c]io M[ate]rno/et Marcia[no(?)-]/Mariana Mari[---]/defunctis.

**39** | AO: Metz, La Cour d'Or, Inv. 75.38.60; Fundort (FO): Metz, Ilot-St. Jacques.

als römische Bürger/-innen darstellen – statt *toga* und *palla* wählen sie eine lokale Tracht. Wie im Fall der römischen Beispiele sind die Bereiche von Mann und Frau klar getrennt und durch die Attribute genau definiert: Wohlstand und Schönheit sind Attribute der Frau, Männer werden dagegen der Welt des Geschäfts, dem öffentlich-rechtlichen Bereich und dem Bereich der Bildung zugeordnet. Geradezu plakativ zeigt sich dies an einem Trierer Beispiel, dem sogenannten Elternpaarpfeiler (vgl. Abb. 4): Auf der linken Seite findet sich die Frau bei der Morgentoilette, assistiert von vier Dienerinnen, bei denen es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Sklavinnen handelt. Die rechte Seite zeigt den Herrn bei der Jagd und im Geschäft. Auch die Sklavinnen sollen den Wohlstand ihrer Herrschaft durch ihre Zahl, ihre Tätigkeit und ihr gepflegtes Äußeres bildlich fassbar machen.

Doch auch die Rolle der Frau ist auf Repräsentation ausgelegt: Die Aufgabe als Mutter wurde – anders als im Fall der römischen Vorbilder – in diesen beiden Beispielen aus Arlon nicht als besonders darstellenswert erachtet. Zur Visualisierung der gesellschaftlich geschätzten Werte und Vorstellungen bedient man sich jedoch römischer Bildformeln wie der Balsamarien, der Darstellung der Venus und Motiven aus dem dionysischen Bereich. Die Art und Weise, wie die Subjekte mit den römischen Vorgaben umgehen, wird v.a. an der Kleidung deutlich, die wahlweise als eine romanisierte Variante einer gallischen Tracht (vgl. Freigang 1997: 304ff.) bzw. als eine genuin einheimische Tracht, die sich unter dem Einfluss der Romanisierung ›modernisiert‹ hätte (vgl. Rothe 2009: 54ff.), interpretiert wird. In der Adaption von Themen wie Erziehung und Bildung können sich die Arloner Denkmäler auf römische Vorbilder beziehen. Anders als dort stehen hier aber ökonomische Aspekte im Vordergrund der Selbstdarstellung: In ihrem Selbstverständnis präsentiert sich die Familie v.a. als ökonomische Versorgungseinheit.



Abbildung 4: Elternpaarpfeiler aus Neumagen, Rheinisches Landesmuseum Trier Nm 184a (© Rheinisches Landesmuseum Trier, Foto: Th. Zühmer)

### Familiäre Zusammengehörigkeit

Familiäre Verbundenheit sowie die Bedeutung von Ehe und Kindern finden sich jedoch auch in Arlon. Sie prägen das Selbstverständnis der Subjekte, wie z.B. im

Falle des Monuments des Attianus (vgl. Musée archéologique 2009: Nr. 52; Mariën 1945: 78ff., Nr. D3; Lefèbvre 1978: 46ff., Nr. 22; Freigang 1997: Trev 82). Hier hilft die Inschrift bei der Identifizierung der dargestellten Personen (vgl. Abb. 5)

Aus ihr geht hervor, dass Matrausus das Monument für seine Frau und seinen Sohn gesetzt hat. Die Inschrift lautet: *Secundius Attianus et Censorinia Matrausus (oder M. Trausus) co(n)i(i)ugi (et) fili(o) def(unctis)*<sup>40</sup> (AE 1986: 497). Die Verbundenheit zwischen Mutter und Sohn wird doppelt unterstrichen: Mutter und Sohn reichen sich zum einen die rechte Hand. Die Mutter legt zudem dem Sohn noch die linke Hand auf die Schulter. Der Gruppe leicht zugewendet steht auf der rechten Seite ein Mann, der durch den Bart als älterer Mann gekennzeichnet ist. Der Sohn hält in der Linken eine Buchrolle, der Vater den gehenkeltten *codex* und den Schreibgriffel. Auf den Seiten sind ein Philosoph und eine Muse dargestellt – eine Darstellung, die ihr Vorbild auf stadtrömischen Sarkophagen findet, um den Bildungsanspruch der Verstorbenen zu visualisieren. Auch dort werden die Verstorbenen im Kreis von Philosophen und Musen wiedergegeben.



Abbildung 5: Grabmonument des Attianus, IAL GR/S 022a (© Institut Archéologique du Luxembourg, Musée Archéologique d'Arlon)

40 | Eigene Übersetzung: »Secundius Attianus und Censorinia. Matrausus [oder: Marcus Trausus] für die verstorbene Gattin und den verstorbenen Sohn.«

Auf der Hauptseite des *Pilier au satyr* (vgl. Musée archéologique 2009: Nr. 48, Mariën 1945: 104ff., Nr. E2, Lefèbvre 1978: 38f., Nr. 17, Freigang 1997: Trev 81) sind zwei Paare dargestellt (vgl. Abb. 6); die Männer tragen eine knielange *tunica* und darüber eine *paenula*, die Frauen eine lange *tunica* und ein Umschlagtuch. Das linke Paar wendet sich einander zu und reicht sich die rechte Hand, der Mann hält in der Linken eine Buchrolle, die als Zeichen für Bildungsanspruch, als Testamentsrolle, Ehevertrag, Bürgerrechtsurkunde oder auch als Berufsattribut gedeutet werden kann (zu den Interpretationen vgl. Freigang 1997: 313), die Frau hält eine *mappa*. Das rechte Paar wendet sich zwar auch einander zu, jedoch ohne sich die Hand zu reichen. Die Frau hat ein *balsamarium* in der Hand; die linke Hand des Mannes ist beschädigt; möglicherweise hält auch er eine Buchrolle in der Hand. Über den beiden Paaren ist eine Stoffbahn drapiert, auf die sich noch die Unterschenkel zweier Eroten abstützen. Die Eroten wurden als ein Hinweis auf die insbesondere emotionale Verbundenheit der Ehepartner interpretiert (vgl. Rose 2007: 217). Auf den Seiten sind eine tanzende nackte Bacchantin und ein Satyr dargestellt.



Abbildung 6: Grabmonument mit der Darstellung zweier Paare (Le pilier au satyr, vorher: Les mariés et leurs témoins), IAL GR/So17 (© Institut Archéologique du Luxembourg, Musée Archéologique d'Arlon)

Die Szene wird zum einen als die Darstellung einer Hochzeit mit Trauzeugen gedeutet (vgl. Musée archéologique 2009: 101) oder auch etwas zurückhaltender als

zwei Ehepaare, wobei tatsächlich nur ein Paar sich die Hände reicht. Möglicherweise könnten hier auch zwei Generationen von Ehepaaren in einem Bild vereint sein (vgl. Rose 2007: 216f.). Auch zu diesem Grabmal findet sich eine Parallele in Metz, die jedoch leider sehr stark beschädigt ist, aber eine sehr ähnliche Disposition der Figuren zeigt.<sup>41</sup>

Eine für gallo-römische und römische Monumente gleichermaßen ungewöhnliche Darstellung findet sich auf dem *Pilier de la femme à l'anneau* (vgl. Musée archéologique 2009: Nr. 53; Mariën 1945: 41ff., Nr. A.4; Lefèbre 1978: 48ff., Nr. 23; Freigang 1997: Trev 83; vgl. Abb. 7): Abgebildet ist ein Paar, die Frau wendet sich zum Mann hin; zwischen Daumen und Zeigefinger hält sie einen Ring. Sie trägt eine gegürtete *tunica* und einen Mantel, die *palla*, die sie über den Hinterkopf gezogen hat. In der anderen Hand hält sie ein Kästchen. Bei dieser Tracht handelt es sich nicht um eine lokale Tracht, wie wir sie von den anderen hier behandelten Beispielen aus Arlon kennen, sondern um die typische Tracht einer römischen Matrone.



Abbildung 7: Grabmonument der Frau mit dem Ring (Le pilier de la femme à l'anneau, vorher: La dame à l'anneau), IAL GR/S 023 (© Institut Archéologique du Luxembourg, Musée Archéologique d'Arlon)

41 | AO: Metz, La Cour d'Or, Inv. 95.10.1; FO: Metz, St. Nicolas.

Die Frau mit dem Ring ist nicht das einzige Beispiel für die Übernahme der römischen Tracht in den Provinzen. Auffällig ist jedoch, dass – wenn überhaupt – in Arlon nur Frauen in römischer Kleidung dargestellt werden, während die Männer ausschließlich eine einheimische Tracht wählen (weitere Beispiele bei Rothe 2009). Der Ring, der hier dem Partner überdeutlich präsentiert wird, könnte auf ein Verlöbnis bzw. eine eheliche Verbundenheit hindeuten und nicht nur ein Symbol für den Reichtum der Verstorbenen sein, wird doch der Ring der Frau zur Verlobung übergeben (vgl. Iuvenal 6,27; Digesten 24,1,36; Plinius, *Naturalis Historia* 33,12). Den Mantel hat die Frau über den Hinterkopf gelegt, ganz so wie man es auf Hochzeitsdarstellungen findet. Der Mann, bärtig, trägt *tunica* und eine *paenula*, in der linken Hand hält er Wachstafelchen und Schreibgriffel. Interessant sind auch die Seiten: Auf der rechten Seite ist ein junger Mann in *tunica* und *paenula* dargestellt; in der Hand hält er eine Rolle. Die linke Seite ist schlechter erhalten, hier war eine junge Frau dargestellt – vielleicht die Kinder des Paares?

### 5.4.3 Fazit

Die Darstellung der Kernfamilie bzw. eines leicht erweiterten Familienkreises auf den Monumenten aus Arlon dient der Visualisierung des nach außen getragenen Selbstbildes. Dabei spiegelt die Beschränkung auf die Kernfamilie jedoch weniger die tatsächliche (archäologisch belegte) Alltagskultur wider, sondern ist als ein Bildmotiv für ›Familie‹ und für Wohlstand eingesetzt. Es ist davon auszugehen, dass nur wohlhabende Familien sich überhaupt ein Grabmal setzen lassen und es sich leisten konnten, dass die Söhne einen eigenen Haushalt führten, statt mit ihrer Familie im Haus des Vaters zu wohnen (vgl. Huebner 2011: 73ff.). Die Familie präsentiert sich durch die Monumente als Keimzelle von wirtschaftlichem Erfolg. Dabei fehlen gerade im Fall der Grabdenkmäler von Arlon nicht emotionale Gesten, Hinweise auf eine affektive Zugewandtheit zwischen Ehepaaren, Eltern und Kindern. Diese Bezogenheit ist nicht nur als ein Ausdruck eines lokalen Stils, sondern auch als ein Ausdruck emotionaler Bindung aufgefasst worden, der zusätzlich noch durch Erosen, wie im Fall der Viererstele, sowie durch erotische Motive (nackte Tänzerinnen, Darstellung der Venus) unterstrichen werde (vgl. Rose 2007: 216f.). In diesem Sinne ist die Darstellung der Venus mit der Brustbinde als Seitenrelief der Stele des jungen Ehepaars (vgl. Abb. 2) möglicherweise nicht nur als eine positive Jenseitserwartung aufzufassen oder ein allgemeines Symbol für Schönheit, sondern auch als ein Hinweis auf die Beziehung zwischen den Ehepartnern. Auch die Zuwendung zu den Kindern wird durch Körperhaltung und Gestik, wie wir am Beispiel der Mutter, die ihrem Sohn die Hand reicht und ihn um die Schulter fasst (vgl. Abb. 5), gesehen haben, visualisiert. Unsere Vergleichsbeispiele aus Rom und Oberitalien bilden Kinder ebenfalls im Kreis der Familie ab, diese Abbildungen verfolgen allerdings eher repräsentative Zwecke und lassen den Aspekt der emotionalen Verbindung zwischen Eltern und Kindern mehr oder weniger außen vor. In der gallischen Provinz hingegen wird die Privatheit

zu einem öffentlichen Wert (vgl. Rose 2007): Kinder verkörpern die Zukunft und die Hoffnung ihrer Eltern. Am deutlichsten wird dies wiederum am Beispiel der Freigelassenenreliefs, die den Bürgerstatus ihrer Kinder durch das Tragen der *bullā* und die Titulierung als *filii* mehrfach betonen, wie das Beispiel der Servilii in aller Deutlichkeit zeigt. Dass auch im Fall der Grabmäler der *Gallia Belgica* die Hoffnung der Eltern auf den Kindern ruht, die das Geschäft ihrer Eltern weiterführen sollen, veranschaulicht eine Stele aus Metz<sup>42</sup>: Mutter und Sohn halten sich an den Händen – die Verbundenheit des Sohnes mit dem Vater zeigt sich darin, dass der Sohn wie eine Miniatur seines Vaters dargestellt ist; er trägt *tunica* und *paenula* und hat wie der Vater die Wachstäfelchen am Henkel ge-griffen. Die Wachstäfelchen tauchen auf Grabdenkmälern immer wieder in Abrechnungsszenen auf, sind also ein Hinweis auf die erfolgreiche berufliche Tätigkeit.<sup>43</sup>

Wie in Rom werden Männer und Frauen verschiedenen Bereichen zugeordnet. Auffällig ist jedoch, dass die Männer sich nie in der *toga*, sondern in einer einheimischen Tracht darstellen lassen, was nicht zwangsläufig bedeuten muss, dass sie nicht das römische Bürgerrecht besaßen. Dagegen sprechen die Metzger Steine (deren Inschriften häufig noch erhalten sind), aus denen hervorgeht, dass die Dargestellten durchaus das Bürgerrecht hatten. Daraus kann man schließen, dass keine Verpflichtung bestand, die *toga* zu tragen, dass sich die Dargestellten vielmehr (selbst-)bewusst in einheimischer Tracht präsentierten. Darin unterscheiden sich die Grabmäler von Arlon und Metz von den Trierer Grabmälern: Der Prozentsatz von Personen, die sich in römischer Tracht darstellen lassen, ist in Trier, dem Hauptort der *civitas Treverorum*, wesentlich höher als in Arlon, dem zweiten städtischen Zentrum des Treverergebietes (vgl. Rothe 2009: 114, Abb. 12), und in Metz (vgl. Freigang 1997: 301ff.). In der Tat ist der Unterschied zwischen den beiden *civitas*-Hauptorten Metz und Trier bemerkenswert. Auch für Metz würde man einen höheren Anteil an *togati* erwarten, aber auch hier überwiegt die lokale Tracht.

Es zeigt sich hier also schon, dass einerseits römische Werte und römische Bildformeln aufgegriffen werden, aber auch dass diese regional variieren. Auch wenn die Denkmäler von Arlon hauptsächlich eine einheimische Form der Tracht zeigen und nicht die *toga* als Sinnbild der *romanitas*, so kann man doch nicht von einem Akt der Abgrenzung sprechen. Im Vordergrund der Arloner Denkmäler steht der zivile Bereich von Handel, Handwerk und Gewerbe und nicht der öffentlich-politische Bereich, für den die *toga* steht.

Neben der Darstellung des familiären Wohlstands und des beruflichen Erfolgs sind Heirat und Ehe sowie eine enge Verbundenheit zwischen den Familienmitgliedern Themen, die das Selbstverständnis der Familien auf den Arloner

**42** | Metz, Musées de Metz, Inv. Nr. 75.38.58; FO: Ilot-St.-Jacques; vgl. Freigang 1997: 432f., Med 199, Taf. 41. AE 1976, 478: [---]iolae Silvici filiae Sacuri[us ---]/[---]s uxori et Sacer fil(ius) vivi posuerunt.

**43** | AO: Metz, Musées de Metz, Inv. 75.38.58; FO: Metz, Ilot-St.-Jacques.

Grabdenkmälern prägen. Diese Elemente bestimmen die soziale Identität dieser Familien. Dabei bedienen sie sich Bildmotiven, die eindeutig dem römischen Bildrepertoire entlehnt sind: Familie, Heirat, Musen, Philosophen, Venus, dionysische Bildthemen, z.T. weibliche Kleidung. Auch Attribute wie die Glasbalmsamarien sind typisch römische Grabbeigaben. Die Motive sind römisch, man übernimmt römische soziale Werte – aber nicht nur. In Arlon findet man zu einer ganz eigenen Art und Weise, wie man diese Motive einsetzt, variiert und sich dann doch zu einer eigenen Bildsprache kommt, die Ausdruck einer eigenen lokalen kulturellen Identität ist. Der kreative Umgang mit den römischen Vorgaben zeigt, dass diese lediglich Angebote darstellen und keine verbindlichen Normen. Es handelt sich somit nicht um einen einseitigen Kulturtransfer, was der Idee der Subjektivation bzw. der alten Auffassung von Romanisierung entsprechen würde, sondern um einen differenzierenden Umgang mit den Bildmotiven. In ihrer Aussage stehen die Arloner Denkmäler den Metzger Grabmälern viel näher als den Trierern, die noch stärker römischen Motiven verpflichtet sind. Es zeichnen sich vielmehr – durch regional geprägte und visuell dargestellte Subjektivierungsprozesse – Kulturräume ab, die nicht mit den territorialen Grenzen der *civitas Treverorum* übereinstimmen müssen.

## 5.5 ARBEITERKOLONIEN UND IHRE BEWOHNER/-INNEN: RAUMKONSTRUKTIONEN UND KOLLEKTIVE SUBJEKTKONSTITUTION

*Laure Caregari*

In der Forschungsliteratur, den populären Veröffentlichungen zum Thema sowie im Sprachgebrauch wird in Luxemburg die Bezeichnung ›Kolonie‹<sup>44</sup> als Synonym für den Werkwohnungsbaubau benutzt. In Frankreich und Belgien begegnet man ihr unter dem Begriff der *cité ouvrière*, in Deutschland ist der Ausdruck ›Arbeiter-siedlung‹ üblich.<sup>45</sup>

Voraussetzung für das Entstehen von Arbeitersiedlungen waren Abbau und Verhütung von Eisenerz im Südwesten von Luxemburg, dem Bassin minier, das während des industriellen *take-off* seit den 1880er Jahren vermehrt internationale, nationale und lokale Unternehmen anzog. Diese fusionierten oder wurden – wenn es sich um deutsches Kapital handelte – nach dem Ersten Weltkrieg in

**44** | In diesem Beitrag wird ›Kolonie‹ im Kollektivsingular benutzt und steht stellvertretend für das Ensemble der unterschiedlichen Kolonien. Es werden nur Arbeitersiedlungen behandelt. Ein weiterer Aspekt, der hier aus Platzgründen nicht dargestellt werden kann, ist die räumliche Trennung von den Beamtenkolonien.

**45** | Prominente Beispiele sind die *Cité de Butte* in Villerupt, der *Bois du Luc* im Borinage und die *Margarethenh hen* in Essen.

andere Gesellschaften integriert (vgl. Quasten 1970; Trausch 2000). Zu den wichtigsten Vertretern von Werksbautätigkeit in Luxemburg gehörten u.a. folgende Industriebetriebe: ARBED (*Aciéries Réunies de Burbach-Eich-Dudelange*), GBAG (*Gelsenkirchener Bergwerks A.G.*), HADIR (*Hauts Fourneaux et Aciéries de Differdange-St. Ingbert-Rumelange*).

Ziel der Unternehmen bei der Errichtung von Arbeitersiedlungen bzw. Kolonien war es, einen kontrollierbaren ›Arbeiterstamm‹ unmittelbar in Werksnähe anzusiedeln und damit den Kontakt mit ›betriebsschädlichen‹ Praktiken und Diskursen zu minimisieren. Gleichzeitig bot dieses System Arbeitern und ihren Familien die Möglichkeit einer günstigen Wohnsituation. Die beabsichtigte Fußläufigkeit zum Arbeitsplatz verschränkt sich mit der paternalistischen Kontrolle seitens der Unternehmen und prägt die Raumproduktionen und sozialen Praktiken der Bewohner/-innen.

Besonderes Kennzeichen für das Großherzogtum ist, dass eine Kolonie nicht als abgeschlossene Raumentität konzipiert wurde, sondern sich an die bereits existierende Siedlungsstruktur angliederte (vgl. Hudemann/Wittenbrock 1991) bzw. durch später gebaute urbane Straßenzüge ergänzt wurde – eine Ausnahme bildet das zwischen steilen Hügeln eingekesselte Dorf Lasauvage (vgl. Fleischhauer 2013: 10). Geographisch sind diese Siedlungsstrukturen in Luxemburg dort anzutreffen, wo sich die Schwerindustrie niederließ.

Die vorliegende Fallstudie beschäftigt sich mit der Frage, wie die interviewten, aktuellen Koloniebewohner/-innen – allesamt ehemalige Arbeiter der Luxemburger Stahlindustrie – die alltägliche Subjektivierung (vgl. Abschnitt 5.1), die sie zu Zeiten ihrer Werkstätigkeit erlebt haben, narrativ fassen. Kann man aufgrund dieser gemeinsamen Erfahrungen und Erinnerungen auf eine kollektive Subjektconstitution schließen und diese als eine spezifische Form der Arbeiterkultur<sup>46</sup> bezeichnen? Welche Auswirkungen hat diese Subjektconstitution durch alltägliches Handeln auf die Konstruktion von Raum? Des Weiteren möchte dieser Beitrag einem Desiderat nachkommen, das 2011 im Rahmen der 4<sup>e</sup> *Assises de l'historiographie luxembourgeoise* formuliert wurde (vgl. Caregari et al. 2012), und das darin besteht, die Kolonien nicht nur aus einer wirtschaftshistorischen und architektonischen Perspektive zu erforschen (vgl. v.a. Lorang 1994), sondern sich auch mit dem ›Innenleben‹ ihrer Bewohner/-innen und deren individuellem Erleben auseinanderzusetzen. Historische Kontextualisierungen und architektonische

---

**46** | »Aber Arbeiterkultur ist bekanntlich mehr als Not- und Mangelkultur, wenn auch immer wieder auch das. Ich verstehe nach wie vor unter Arbeiterkultur ›diejenigen Manifestationen der proletarischen Lebensweise und der Arbeiterbewegung, die Werthaltungen ausdrücken und als solche tradierfähig sind.« (Tenfelde 1991: 21f.). In Anlehnung an dieses Zitat soll auch das Wohnen in einer Arbeiterkolonie nicht nur mit einer »Not- und Mangelkultur« identifiziert werden, sondern es gilt auch die Werthaltungen zu untersuchen.

Typologisierungen dienen hier nur dem besseren Verständnis der subjektiven Raumwahrnehmung und -nutzung.<sup>47</sup>

Empirische Grundlage dieser Studie sind qualitative Leitfadeninterviews, die mit neun Zeitzeugen geführt wurden: Männer im Alter von 57 bis 75 Jahren, im Zeitraum von Mai bis Oktober 2013; die Gespräche hatten eine durchschnittliche Dauer von einer Stunde. Die Auswertung der integral transkribierten Interviews orientiert sich an den heuristischen Kategorien nach Reckwitz (2008: 75ff.): Subjektivierung/Subjektivation, Praktiken, (kulturelle) Codes, praktisches Wissen, Diskurse, Artefakte/Materialität.

Die Stichprobe der Befragten setzt sich aus gegenwärtigen oder ehemaligen luxemburgischen Bewohnern jeweils unterschiedlicher Arbeitersiedlungen<sup>48</sup> des Luxemburger Bassin minier zusammen. Die mikrosoziologische Perspektive erlaubt Einblicke in die Alltagskultur. Das Subjekt wird nicht als Produkt eines bestimmten Milieus angesehen, sondern unter der Prämisse untersucht, dass »das Wissen, das [Subjekte] sich während ihrer Sozialisation aneignen, in der Praxis also einerseits bestätigt, andererseits aber auch irritiert oder konterkariert werden [kann]« (Buschmann 2013: 141).

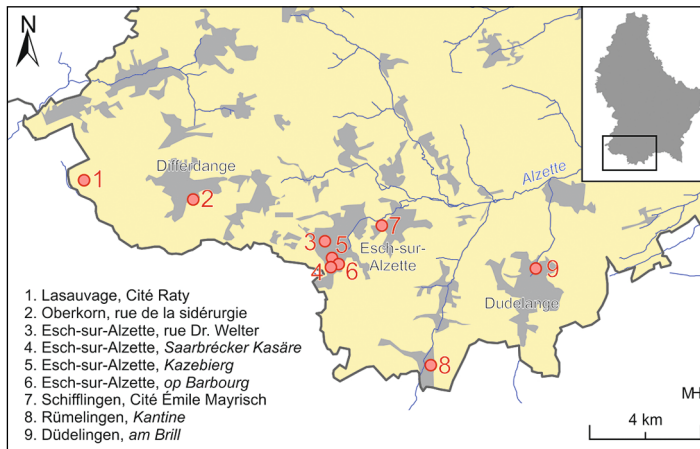


Abbildung 1: Das Bassin minier mit seinen Siedlungsstrukturen (Stand: 2013) (Entwurf: Laure Caregari, Umsetzung: Malte Helfer)

**47** | Eine Bibliographie zum Werkwohnungsbau in der Großregion findet sich in Caregari/Lorang 2013.

**48** | Folgende Auswahl wurde getroffen, um der Heterogenität dieser Wohnform in Luxemburg Rechnung zu tragen: *Cité Raty* (Lasauvage), *rue de l'industrie* (Oberkorn), *rue Dr. Welter* (Esch-sur-Alzette), *Saarbrécker Kasäre*, teilweise abgerissen (Esch-sur-Alzette), *Kazebierg*, abgerissen (Esch-sur-Alzette), *op Barbourg* (Esch-sur-Alzette), *Cité Emile Mayrirsch* (Schiffange), *Kantine* HADIR, Umnutzung (Rumelange), *Brill* (Dudelange).

### 5.5.1 Hierarchie und Homogenität

Dieser Abschnitt beschäftigt sich einerseits mit der sozialen Kontrolle der Kolonie seitens des Unternehmens. Andererseits wird der Spielraum der individuellen Handlungsfähigkeit ausgelotet. Das Verhältnis von Kontrolle und Freiräumen, d.h. zwischen der Subjektivation (Perspektive der Zuschreibung) und der Subjektivierung (Perspektive der Aneignung), ist nicht als dichotomisch anzusehen. Es sind ihre Überlappungen, Berührungspunkte und Verflechtungen, die die Subjektkonstitutionen bedingen. Der Formierung des Subjektes immanent sind die sozialen Praktiken der Koloniebewohner/-innen. Dieses menschliche Handeln verfestigt und legitimiert den sozialen Raum der Kolonie.

Soziale Kontrolle wurde auch nach dem Zweiten Weltkrieg ausgeübt, nur hat sich diese von einer expliziten zu einer impliziten Form verändert. Die Bewohner/-innen waren, was die Gestaltung und einen eventuellen Umbau des Koloniehäuses betraf, nicht autonom; jeder der interviewten Zeitzeugen berichtet von diversen Instanzen, bei denen im Falle von Schaden, Renovierungswünschen oder Wohnungswechsel eine Meldung zu erfolgen hatte. Es war das Unternehmen, das die Entscheidungsgewalt über Zeitpunkt und Umfang von Veränderungen – Tapetenwechsel, Farbe und Qualität des Anstriches, neue Bodenbeläge usw. – ausübte:

»Ich kenne ihre Namen noch, die zu uns gekommen sind. Das waren der Brosius und der Deden. Zwei. Das müssen Deutsche gewesen sein. Das müssen noch welche von dem Ursprung der deutschen Kolonien gewesen sein. Brosius und Deden. Sie sind immer vorbeigekommen, wenn etwas zu tun war. Und dann hat die ARBED das erneuert. Ich kann mich auch erinnern, sie hat nach dem Zweiten Weltkrieg neue Böden verlegt.«<sup>49</sup>

Der ›Kontrolleur‹, welcher zur Visite vorbeikam, blieb die Ausnahme in der Kolonie nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine explizite und direkte Disziplinierung der Koloniebewohner/-innen seitens des Unternehmens erschien ab diesem Zeitraum weniger erforderlich. Die Praxis, sich an einen Verwalter oder Beamten zu wenden, war zu dem Zeitpunkt von den Koloniebewohner/-innen verinnerlicht – wenngleich diese mit Resignation über die Länge der Prozedur und deren Unumgehbarkeit geschah.

**49** | Eigene Übersetzung von: »Ech weess elo nach, wéi déi zwee geheesch hunn, déi bei eis komm sinn. Dat war de Brosius an den Deden. Zwee. Dat mussen nach Däitscher gewiescht sinn. Dat mussen der nach vum Ursprung vun den däitschen Kolonien gewiergt sinn. Brosius an Deden. Déi sinn ëmmer an d'Haiser kucke komm, wann eppes ze maachen ass. An dann huet d'ARBED dat frësch gemeet. Ech kann mech och erënneren, si huet nom Zweete Weltkrich nei Biedem gemeet.«

»Wenn bei uns etwas kaputt war, z.B. ein Fenster war kaputt, dann sind wir hinaufgegangen zur Werkstatt. Dann haben wir in der Schreinerei gesagt: ›Unser Fenster ist kaputt.‹ [...] Aber gewöhnlich war es eine Abteilung bei der Hütte. Das war die Abteilung *Logement*, nennen wir das so. Die kamen dann. Das hat dann gedauert. Wie hieß der wieder? [...] Egal was es war in den Häusern, ob das Dach kaputt war... Dann hat man beim Steiger oder im Büro [...] des Bergwerks ... Da war der Bürochef. Dann hat er bei der Hütte angerufen: ›Dies und das ist in dem Haus.‹ Und dann hat es gedauert, bis sie Zeit hatten. Und dann kamen zwei Männer. Dann wurde z.B. das Dach repariert. Das war eben so.«<sup>50</sup>

Das Leben in der Kolonie wird in allen Interviews mit einem gewissen Grad an Sonderbewusstsein und gar Abgrenzung verbunden: Subjektivierungstechniken formulieren eine klare Auffassung von Ausnahmesituationen (z.B. Unsicherheit), die zum Alltag wurden, wie folgende Spekulation über die Namensgebung verdeutlicht:

»Wir haben sie [die Kolonie] immer Kaserne genannt oder zu meiner Zeit war es die Revolvergasse.«

»Revolvergasse? Warum denn Revolvergasse?«

»Das hat auf einmal jemand gesagt, und dann war das so.«

»Gab es einen Grund dafür?«

»Nein, ich glaube nicht. Vielleicht sind mal zwei Leute mit dem Messer aneinandergeraten, wer von beiden den Pfarrer rauswerfen soll.«<sup>51</sup>

**50** | Eigene Übersetzung von: »Wa mer eppes futti haten, zum Beispill wann eng Fënster futti war, da si mer eropgaang bei d'Atelieren. Dann hu mer gesot bei der Schräinerrei: ›Eis Fënster ass gebrach.‹ [...] Mä gewéinlech war et och ee Service vun der Schmelz. Dat war de Service Logement, loosse mer dat esou nennen. Déi sinn da komm. Dat huet da gedauert. Wéi huet dee scho méi geheesch? [...] Egal, wat et war an den Haiser, ob den Daach futti war. Dann hutt der beim Steiger oder am Bureau [...] vun der Minière ... Do war ee Chef-Bureau. Dann huet deen op d'Schmelz telefonéiert: ›Dat an dat ass an deem Haus.‹ An dann huet dat gedauert, bis datt se dann Zäit haten. An da sinn se komm zu zwee Monn. Dann ass dat, zum Beispill um Daach, gefléckt ginn. Dat war eben esou.« Die Diphthongisierung des charakteristischen Minetter Dialektes (vgl. Gilles 2010: 120) konnte in der deutschen Übersetzung nicht wiedergegeben werden.

**51** | Eigene Übersetzung von: »Mär hunn et [d'Kolonie] ëmmer Kasäre genannt oder zu menger Zäit war et d'Revolvergaass. – »D'Revolvergaass? Firwat dann d'Revolvergaass? – »Dat hat op eng Kéier ee lancéiert, an do war et dat.« – »Gëtt et dofir e Grond?« – »Nee, ech mengen net. Villäicht sinn der mol zwee Stéck mam Messer unenee gaang, wee vun hinne soll de Paschtouer erausgeheien.«



*Abbildung 2: Die Saarbrécker Kasäre bzw. Revolvergasse in den 1930er Jahren (Foto: Photothek der Stadt Luxemburg)*

Dieses Zitat in Verbindung mit dem Ausdruck »den Pfarrer rauswerfen« macht deutlich, inwiefern der Raum als Resultat von verschiedenen gearteten Praktiken anzusehen ist. Es ist die Kombination aus praktischem Wissen – in diesem Fall das implizit geteilte Wissen um den Hang zum Antiklerikalismus – und der Erkenntnis ihrer kulturellen Bedeutung, die seitens der Subjekte den sozialen Raum der Kolonie mit Bedeutung auflädt.

Dieses Wissen konstituiert sich um die alltägliche Routine, die ihrerseits eng mit Disziplinierungstechniken der Gleichstellung verflochten ist. Alle Koloniewohner/-innen sind im Alltag dem vom Unternehmen aufgestellten Grundsatz der Homogenität unterworfen – gleiche Häuser in der inneren und äußeren Gestaltung, gleiche Möglichkeit, Nahrungsmittel anzupflanzen und Tiere zu halten usw. Aus diesem praktischen Wissen heraus entsteht auch ein Bewusstsein für die Nichtbeachtung bzw. das Umgehen der vom Unternehmen aufgestellten Regeln:

»Meine Mutter hatte die Wäsche gemacht ... In der Waschküche, da war kein Strom, da hat mein Vater etwas Primitives gebastelt. Meine Mutter ist fast dabei umgekommen. Und dann kamen die vom Grubenbetrieb und die machten etwas, was Kopf und Fuß hatte.«<sup>52</sup>

**52** | Eigene Übersetzung von: »Meng Mamm, déi hat d'Wäsch gemaach ... An der Wäschkichen, do war kee Stroum, do hat mäi Papp eppes Primitives gezwaft. Meng Mamm ass bal do leie bliwwen. An do sinn déi vun der Mine komm, an déi hunn eppes gemaach, wat Kapp a Fouss hat.«

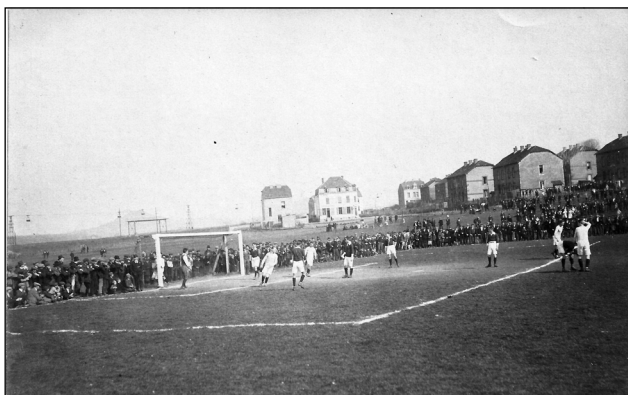


Abbildung 3: Spiel der Red Boys gegen eine englische Mannschaft. Im Hintergrund die Kolonie in Oberkorn im Jahr 1910 und die Seilbahn zum Transport des Eisenerzes (Foto: Sammlung Erny Hilgert)

Angesprochen auf die Praxis der Wohnungsvergabe innerhalb der Kolonien äußerte sich ein Interviewpartner folgendermaßen:

»Ja, das haben wir von uns aus gemacht. Später bist du zur ARBED gegangen, zu L., glaube ich hieß der. Wie gesagt, das ist 50 Jahre her. Dann sind sie zu ihm gegangen, dann sagten sie: ›Meins [das Haus] ist zu groß, und er hat viele Kinder bekommen. Ich tausche mit ihm.‹ – ›Ja, in Ordnung. Morgen kannst du umziehen.‹ Die Miete, die war ja immer ... Jedes Haus bezahlte das gleiche.«<sup>53</sup>

Diese Praxis ist ausschließlich an das System der Kolonievergabe gebunden. Die Tatsache, dass es einen konkreten Ansprechpartner seitens des grundbesitzenden Unternehmens gibt, kombiniert mit den »als *know-how* abhängigen und vom praktischen ›Verstehen‹ zusammengehaltene Verhaltensroutinen« (Buschmann 2013: 289) ermöglicht es, die Kolonie als sozial homogenen Raum zu identifizieren.

Dennoch kann die Sozialdisziplinierung ausgebaut werden. Besorgt um den ›Arbeiterstamm‹ und somit um den eigenen Gewinn, greift das Unternehmen nicht nur in die Alltagswelt des Wohnens und der Nahrungsproduktion ein, sondern versucht seinen erzieherischen Einfluss auch auf die Freizeit- bzw. Fei-

**53** | Eigene Übersetzung von: »Jo, mär hunn dat vun sech aus gemeet. Herno bass de op d'ARBED gaangen, bei den L., mengen ech huet dee geheesch. Wéi gesot, dat si 50 Joer hier. Da sinn se bei dee gaangen, dann hunn se gesot: ›Meng ass ze grouss, an heen huet vill Kanner kritt. Ech tauschen mat him.‹ – ›Jo, et ass gutt, hei. Muar kanns de plënneren.‹ Den Hauszëns, dee war jo ëmmer ... All Haus huet datselwecht bezuelt.«

erabendkultur auszudehnen. Dies kann jedoch nur gelingen, wenn das Unternehmen die einzige ›besitzende‹ Instanz im Ort ist und ein Monopol auf die Organisation des Alltags innehat. Folgendes Beispiel illustriert die Expansion des Praktikenkomplexes ›Kolonie‹:

»Nein, es war überhaupt kein Privathaus hier. Das gab es hier nicht, denn alles was hier war, war MMR [S.A. *Minière et Métallurgie de Rodange*]. Diese Seite zum Hügel hin ... Diese Seite ist ja Frankreich. Aber das war alles MMR. Sogar der Bäcker, der auf dieser Seite war. Der *Economat*<sup>54</sup>, der da war. Das Wirtshaus, das da war. Das war alles MMR. Sie haben ihre Miete bezahlt, wie das eben üblich war. Dann dieses Wirtshaus, das auf dieser Seite ist ... Denn während der Woche wurde um acht Uhr abends geschlossen. Dann wurde jeder Mensch vor die Tür gesetzt. Sie mussten morgens arbeiten gehen, da konnte man nicht bis elf, zwölf Uhr da sitzen bleiben. Oder dass man betrunken war. Um acht Uhr raus. Nur samstags durften sie länger, weil sie sonntags nicht gearbeitet haben. Das war gesetzlich hier. Ja, das war eben so.«<sup>55</sup>

Geht man noch einen Schritt weiter in der Logik einer Konstruktion des Praktikenkomplexes, so wird man konfrontiert mit kulturellen Codes. Einblicke in diese Schnittstelle zwischen Praxis und Subjektkonstitution werden oft anhand von Vergleichen oder Episoden geschildert und bedingen eine spezifische Terminologie:

»Aber ich war einmal in der Schule. Und da sagt auch der Arzt ... Er kontrollierte die Zähne, und das Mädchen, die Assistentin saß da, und dann las sie: ›Ah, du kommst aus der *Féckerrei*, mein Junge?‹ Ja, und dann erklärte er der Sekretärin: Die deutschen Hütten, die waren ja sehr mit dem Fugger-System verbunden. Und wie es scheint, haben sie diese Häuser auch Fuggerhäuser genannt. Fugger war ja einer, der in Deutschland seinen Leuten Häuser gegeben hat. Und sie konnten sie auch von ihm kaufen. Und diese Siedlungen haben

**54** | »Der Kaufladen [Economat] unterlag einer ähnlichen Logik wie die Wohnungen: Angesichts der unzureichenden Zahl von Einzelhandelsläden in den Industriezonen war seine Aufgabe, den Arbeitern und Familien die unentbehrlichen Grundprodukte zur Verfügung zu stellen und vor allem einen zu starken Preisdruck zu verhindern, der sich auf die Löhne hätte auswirken können« (Commaillé 2004: 371).

**55** | Eigene Übersetzung von: »Nee, et war iwwerhaapt kee Privathaus hei. Dat ass et net hei ginn, well alles, wat hei war, war MMR. Déi Säit den Hiwwel ... Déi Säit ass jo Frankräich. Mä dat ass alles MMR. Souguer de Bäcker, wou déi Säit war. Den Economat, wou do war. D'Wirtschaft, wou do war. Dat war alles MMR. Déi hunn hire Loyer bezuelt, sou wéi et eben hei war. Well déi Wirtschaft, wou déi Säit ass ... Well an der Woch ass déi um aacht Auer owes zou gemaach ginn. Dann ass all Mënsch erausgeflunn. Si hu misse mueres schaffe goen, da war et net, fir bis eelef, zwielf Auer do hänken ze bleiwen. Oder datt ee voll war. Um aacht Auer eraus. Just samstes konnten se méi laang, well se sonndes net geschafft hunn. Dat war gesetzlech hei. Jo, dat war esou.«

Fuggerei geheißen. Jetzt kann es auch sein, dass die sieben Häuser hier Fuggerei hießen, weil sie von Aachener gebaut wurden. Und aus Fuggerei wurde *Féckerei* [...]. Und das ist die Herkunft des Namens. *Kazebierg* oder *Féckerei*.<sup>56</sup>

Festzuhalten bleibt, dass die Praxis geprägt ist durch ein stabiles ›System‹ von Konstanten. Diese werden angeeignet und im Praktikenkomplex Kolonie in der Namensgebung und in der alltäglichen Routine umgesetzt. In den Interviews ergeben sie ein Dispositiv an institutionellen Subjektivationen, pragmatischen Überlegungen und Diskursen, erschließbar von den jeweiligen Koloniebewohner/-innen.

Die Subjektkonstitution als Verhältnis beider Analysekatoren drückt sich einerseits durch die Kenntnis der Subjektivationssysteme aus, andererseits werden daraus Subjektivierungselemente generiert. Man nimmt das Lebens- und Wohnangebot an und verweist gleichzeitig auf die Alternativlosigkeit anderer Lebensmodelle. Als begleitende Semantik zur Beschreibung des sozialen Raumes werden die Zitate oft resigniert beendet mit: »Das war eben so«, »Das war Gesetz«, »Wir waren froh, hier zu sein«, »Was willst du mehr vom Leben haben?«<sup>57</sup> Die Erschließung des Raumes der Koloniebewohner/-innen wird bedingt durch den Brückenschlag zwischen der individuellen Lebenssituation und dem Einfügen in eine kollektivistische Lebenswelt durch alltägliche Praktiken.

### 5.5.2 Architektur und technische Anlagen

Dieser Abschnitt behandelt das Ensemble an materiellen Gegenständen und dessen Auswirkung auf Raumkonstruktionen und spezifische Subjektkonstitutionen. Diese thematische Kategorie umfasst einerseits die Wohnsituation und Rezeption des Koloniehauses selbst. Andererseits beschäftigt sie sich mit den technischen Anlagen des Unternehmens. Ziel ist es, die Grenzen zwischen der Kolonie und der Materialität des Arbeitsortes einzuordnen. Denn durch die Nähe

**56** | Eigene Übersetzung von: »Mä ech war eng Kéier an der Schoul. An do huet och den Dokter gesot ... Do huet en Zänn kontrolléiert an d'Meedchen, d'Assistentin souz do, an do huet e gelies: ›Ah, kënnst du vun der Féckerei, mäi Jong?‹ Jo, an do huet heen der Sekretärin erkläert: Déi däitsch Schmelzen, déi waren jo ganz mat deem Fugger-System do verbonnen. An wéi et schéngt, hunn se déi heiten Haiser och Fugger-Haiser genannt. De Fugger war jo een, deen an Däitschland senge Leit Heiser ginn huet. An si konnten och bei him kofen. An déi Citéen hu Fuggerei geheesch. Elo kann et och sinn, dass déi siwen Haiser hei Fuggerei geheesch hunn, well et vun der Aachener gebaut ginn ass. An aus der Fuggerei ass dann eng Féckerei ginn. [...] An dat ass, wéi den Numm hierkënn. Kazebierg oder Féckerei.«

**57** | Eigene Übersetzung von: »Dat war eben esou«, »Dat war Gesetz«, »Mär ware frou, datt mer hei souzen«, »Wat wëlls de méi hunn?«

zum privaten Lebensraum sind die technischen Anlagen der Schwerindustrie eng mit der Lebenswelt der Kolonie verbunden.

Alle Befragten konnten eine detailreiche Beschreibung der Raumaufteilung und der Konzeption ihres Koloniehauses wiedergeben. So unterschiedlich die verschiedenen ›Koloniesysteme‹ waren, so einheitlich ist die Schlichtheit der bewohnten Kolonie. Folgende Schilderung steht repräsentativ für alle Erläuterungen:

»Diese Häuser hatten vier Eingänge. Zwei an der Seite der Straße, wo der *Kazebierg* anfang und zwei zur anderen Seite. Da war keine Straße, da war nur ein Weg. [...] Es waren getrennte Eingänge. [...] Es waren keine großen Häuser. Man hatte eine, wenn man die Tür öffnete, Küche. Man öffnete die Tür und war sofort in der Küche. Und dann ist man links, dann war man in der Stube. [...] Und dann oben zwei Schlafzimmer. Das war alles so. D.h. das Elternschlafzimmer und das Kinderschlafzimmer. Und in Anbetracht, dass viele Kinder da waren ... [...] Die Toiletten, die waren bis kurz vor dem Zweiten Weltkrieg draußen. [...] Das waren so Häuschen für zwei Familien. Hier war unsere. Und wie das hier gebaut wurde, ist ein Stall hinzugekommen, und da war auch eine Toilette drin. [...] Da konnte man ein Tier halten.«<sup>58</sup>

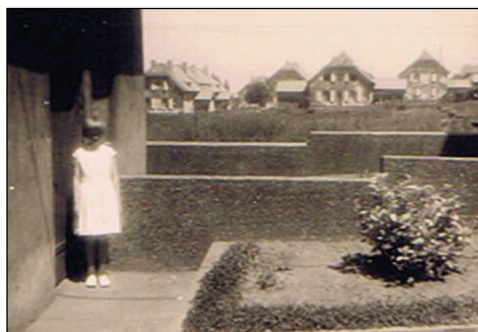


Abbildung 4: Die Cité Émile Mayrisch in Schiffingen in den 1950er Jahren (Foto: privat)

**58** | Eigene Übersetzung von: »Déi Haiser haten véier Entréeën. Zwou Säit Strooss, wou de Kazebierg eropgaang ass, an zou déi aner Säit. Do war keng Strooss, do war nëmme Wee. [...] Et ware getrennten Entréeën. [...] Et waren keng grouss Haiser. Där hat eng, wann Der d'Dier opgemeet hutt, Kichen. Där huet d'Dier opgemeet, da war Der direkt an der Kichen. An da sidd Der lénks, da war d'Stuff. [...] An dann uewenop zwee Schlofzëmmer. Dat war alles esou. Dat heescht d'Eltereschlofzëmmer an d'Kannerschlofzëmmer. A vue dass vill Kanner do waren... [...] D'Toiletten, déi ware bis kuerz virum Zweete Weltkrich dobaussen. [...] Dat waren esou Haisercher fir zwou Familljen. Hei war fir eis. A wéi dat dote gebaut ginn ass, do ass e Stall bäikomm, an do war och eng Toilette dran. [...] Do konnt een en Déier halen.«

Die Beschreibungen sind alle wertneutral und es sind keine Unterschiede bezüglich der Zugehörigkeit zu einem Architekturtypus der Kolonie auszumachen. Die äußere Architektur, ob sie dem strengen Kasernentypus, dem symmetrischen *Cottage* oder dem verspielten Gartenstadtkonzept (vgl. Caregari/Lorang 2013: 52f.) entspricht, ist in der inneren Gestaltung nicht wiederzufinden und übte somit keine disziplinierenden Effekte auf die Koloniewohner/-innen aus.<sup>59</sup> Vielmehr spielt die Materialität der Innengestaltung des Koloniehauses insofern eine Rolle, als dass sie alle Bewohner/-innen gleichsetzt. Dies wiederum stimulierte das Zugehörigkeitsgefühl.

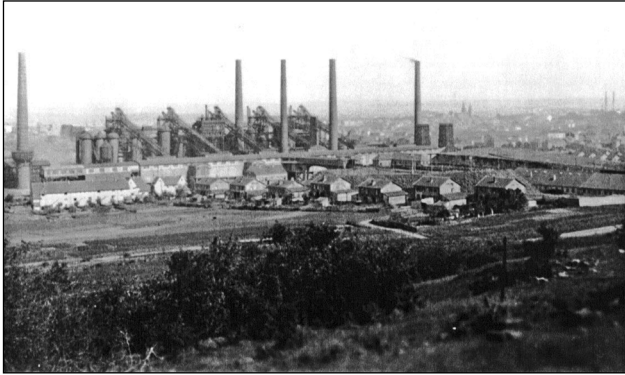
Zudem zählten alle befragten Koloniewohner/-innen, ob darauf angesprochen oder nicht, die Familiennamen anderer Koloniewohner/-innen auf. Die Aufzählung ging nicht über die Grenzen der Kolonie hinaus. Dies zeigt, dass die Subjektivierung nicht nur durch die sozio-professionelle Identität der in der Schwerindustrie beschäftigten Arbeiter/-innen bestimmt wird, sondern durch intensive Nachbarschaftsbeziehungen, d.h. dass dieses *Doing Identity* verflochten ist mit *Doing Space*.

Materialität ist für die Koloniewohner/-innen nicht nur auf ihre Wohnstrukturen beschränkt. Der spezifische Aspekt der Fußläufigkeit bedingt, dass sich die Bewohner/-innen permanent mit der Materialität der technischen Anlagen der Unternehmen auseinandersetzen mussten. Die Verzahnung zwischen privatem Lebensraum und wirtschaftlichem Produktionsort führte dazu, dass keine Grenze zwischen beiden Materialitätsformen aufgebaut wurde:

»Von den Halden muss ich dir noch etwas erzählen. Es war nicht nett von der ARBED, wie sie mit diesen Halden umgegangen ist. Sie hat uns nämlich diese Halden, wenn nun eine Krise war ... dann wurde wieder eine Reservehalde angelegt. Und diese Halde, die war so groß, dass die Eisenerzsteine fast bis in die Häuser flogen. Sie kam dann fast bis hierhin. Die Erde haben sie ganz zerstört. Jeder hatte einen Garten dort. Das war ja in den Kolonien. Jeder. Aber den haben sie dann zugeschüttet, den Garten und alles, was darin stand. Und dann, wenn es wieder gut lief, wurde sie wieder aufgebaggert, die Halde. Dann wurde es wieder gebraucht auf der Hütte, das Eisenerz. Dann konntest du wieder deinen Garten in Ordnung bringen. Die Steine entfernen. Das war nicht sehr nett von der ...«<sup>60</sup>

**59** | Diese Feststellung macht auch der Zeitzeuge Marcel Kieffer: »Vom Architekturstil wie auch von der historischen Dimension unserer Kolonie wusste ich sicher nicht viel weniger als meine erwachsenen Zeitgenossen« (Kieffer 2006: 308).

**60** | Eigene Übersetzung von: »Vun den Type muss ech der och eppes zielen. Dat war net fein vun der ARBED, wéi se mat deenen Typpen ëmgaangen ass. Si huet eis nämlech déi Typpen, deemno wann elo eng Crisis war ... dann ass erëm ee Reservetyp ugeluet ginn. An deen Typ, dee war sou grouss, dass d'Minettsteng bal bis an d'Haiser geflu sinn. En ass da ganz heihinner komm. D'Äerd hunn se all futti gemeet. Jiddwereen hat e Guart do. Dat war jo an de Kolonien. Jiddereen. Mä deen hunn se dann zougetippt, de Guart an alles wat matdrann stoung. An dann wann et erëm gutt gaang ass, ass deen erëm opgebaggert ginn,



*Abbildung 5: Die Kolonie Kazebierg neben den technischen Anlagen der Usine Terre Rouge Ende der 1920er Jahre (Foto: privat)*

Es ist in den Interviews auch die emotionale Wahrnehmung, die zu einer Durchlässigkeit zwischen Lebens- und Arbeitswelt beiträgt. Die unmittelbare und vom Unternehmen erzwungene Nähe wurde als unabänderlich betrachtet und konnte Teil der Subjektivierung werden:

»Was für mich interessanter war als der Fußball, das waren die ganzen Anlagen. Die ganzen Anlagen des Bergwerks ... die Ladestelle der Collare<sup>61</sup> ... wo man von der Straße aus schauen konnte, wohin der Zug fuhr und wann er gekippt wurde usw. Und auf der anderen Seite, die Abteilung der ARBED ... von der Pierre Kersch-Straße ging eine Überführung über die Grubenabteilung der ARBED hin zum *Ledigenheim*<sup>62</sup>. Und ich stand ziemlich oft auf dieser Brücke. Ich habe ziemlich viele Stunden da verbracht, nur um den Zügen zuzusehen. Das war faszinierend. Leere, die fortfahren, die unterschiedliche Lokomotiven hatten. Die vollen die ankamen usw. Die vollen, die dann entfernt wurden aus einem Bahnhof, die dann zum Brecher gefahren wurden. Und später im leeren Bahnhof abgestellt wurden. Und später ging das ganze Manöver wieder von vorne los. Das war faszinierend. Ich denke, davon bin ich definitiv geprägt worden ...«<sup>63</sup>

deen Typ. Dann ass et èrem gebraucht ginn an der Schmelz, d'Minett. Da konnts de deng Gâret erëm an d'Rei setzen. D'Steng eraus huelen. Dat war net ganz fein vun der ...«

**61** | Charles und Jules Collart waren Hüttenbetreiber in Steinfort und Grubenbesitzer u.a. in Esch-sur-Alzette (vgl. Pagliarini/Clemens 2009).

**62** | Das *Ledigenheim* in der Hoehl in Esch-sur-Alzette wurde erbaut für alleinstehende und von der Familie getrennt lebende Arbeiter.

**63** | Eigene Übersetzung von: »Dat, wat fir mech méi interessant war wéi de Fussball, dat waren déi ganz Installatiounen. Déi ganz Installatioune vun der Mine ... De Collarten hire Quai. Wou ee vun der Strooss aus konnt kucken, wou den Zuch gefuer komm ass, an wann e gekippt ginn ass. An esou virun. An op der anerer Säit, de Betrib vun der ARBED ... Vun

Diese materiellen Gegenstände, welche heutzutage größtenteils zerstört sind und/oder brachliegen, evozieren Erinnerungen an Alltagskontexte. Sie werden benannt, inkorporiert und vermitteln den Koloniebewohner/-innen »kulturelles Kapital«<sup>64</sup>. Anhand ihrer – positiven wie negativen – Erläuterungen weisen sie sich einer bestimmten sozialen Gruppe zugehörig, die durch die Materialität genötigt wurde oder fasziniert war. Halden, Ladestellen für Eisenerz, Grubenlokomotiven stiften mikrohistorische Identitätssymbole. Sie besitzen in einer kleineren Dimension eine ähnliche Aura<sup>65</sup> wie u.a. die Hochofensilhouette auf Belval<sup>66</sup> – Leuchtturmsymbol für eine ganze Region.

Die Materialität ist eng mit der Existenzgrundlage der Kolonie verbunden. Einerseits waren die technischen Anlagen die daseinsstiftende Vorbedingung für die Errichtung der Kolonie, andererseits bedeuteten sie ebenso eine lebensweltliche Bedrohung: »Dann wurden die Häuser abgerissen. Weil sie die Agglomeration mit der Brecheranlage in den fünfziger Jahren gebaut haben.«<sup>67</sup> Die Kolonie wurde dominiert von einer zweckunterworfenen Materialität, welche im Fall einer Modernisierung oder Produktionssteigerung bzw. Nichtrentabilität den humanen Lebensraum reduzieren oder eliminieren konnte.<sup>68</sup> Ausgehend von den Besitzverhältnissen – alle Grundstücke der Kolonie und der technischen Anla-

---

der Pierre Kersch-Strooss ass eng Passerelle fortgaang iwwert de Grouwebetrieb vun der ARBED an d'Ledigenheim. An ech stoung zimlech oft op déier Bréck. Ech hunn zimlech vill Stonnen do verbruet, fir just den Zich nozekucken. Dat war faszinéierend. Eideler, déi fortgefuer sinn, déi ënnerschiddlech Lokomotiven haten. Déi voll, déi komm sinn, an sou virun. Déi voll, déi ewech geholl gi sinn aus enger Guare, déi op de Brecher gefouert gi sinn. An herno an déi eidel Guare gestallt gi sinn. An herno ass de ganze Manöver rëm vu vir ugaang. Dat war faszinéierend. Ech mengen, ech sinn definitiv geimpft ginn ...«

**64** | »Die Inkorporierung von kulturellem Kapital kann sich [...] ohne ausdrücklich geplante Erziehungsmaßnahmen, also völlig unbewußt vollziehen. Verkörperlichtes Kulturkapital bleibt immer von den Umständen seiner ersten Aneignung geprägt. Sie hinterlassen mehr oder weniger sichtbare Spuren [...]. Dadurch wird auch der jeweilige Wert eines kulturellen Kapitals mitbestimmt, denn über die Aufnahmefähigkeit eines einzelnen Aktors hinaus kann es ja nicht akkumuliert werden. Es vergeht und stirbt, wie sein Träger stirbt« (Bourdieu 1983: 188).

**65** | Entgegen der Materialismus-Theorie in der von Walter Benjamins 1936 verfassten Schrift »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner Reproduzierbarkeit« (Benjamin 1966) verliert das Artefakt trotz seiner serienhaften Reproduktion seine Aura nicht, sondern steigert sie anhand seiner historischen Zeugenschaft.

**66** | Zentraler Produktionsort der luxemburgischen Stahlindustrie (vgl. Knebler/Scuto 2010).

**67** | Eigene Übersetzung von: »Do sinn d'Haiser afgerappt ginn. Well se déi Agglomeréierung mat der Brecheranlag an de fofzeger Joren gebaut hunn.«

**68** | Die sich abzeichnende Verlangsamung der Industriekonjunktur und die einsetzende Tertiärisierung der Gesellschaft verleitete die Unternehmen ihre Kolonien aus Kostengründen Ende der 1960er Jahre abzustoßen.

gen gehörten dem Unternehmen – kam es zu einer Ausdehnung der technischen Anlagen in den Praktikenkomplex der Kolonie. Aufgrund dessen verhinderte die Subjektconstitution die Konstruktion einer alltäglichen Grenze.

### 5.5.3 Fazit

Aussagen über die Subjektconstitution in der Kolonie in Luxemburg sind immer mit der Untersuchung von isolierten, aber homogenen Raumentitäten verbunden. Die Kolonie ist als Alternative zu staatlichen Regelungen bzw. zu staatlichen Eingriffen in die Unternehmerpolitik zu deuten. Der gemeinsame Nenner ist, ähnlich wie in Frankreich, die Haltung den Arbeiter/-innen gegenüber, welche in einem »unerschütterlichen [Paternalismus] besteht, der aber oft beträchtliche Varianten zulässt« (Michel 1989: 222).

Das Raumempfinden der Koloniewohner/-innen in den Interviews ist übereinstimmend geprägt einerseits vom Souveränitäts-Modell der Ungleichbeziehungen (vgl. Abschnitt 5.1) – dem Festlegen durch das Unternehmen, was erlaubt ist und was nicht – und der Praxis der Konzentration einer sozio-professionellen Kategorie. Diese Mischung von Hierarchie in Bezug auf das Unternehmen und Gleichheit zwischen Dominierten bestätigt sich auch in den Aussagen. Die intensive Auseinandersetzung mit den anderen Koloniewohner/-innen beruht auf dem Prinzip der Gleichheit. Dies äußert sich dadurch, dass auch mit teilweise jahrzehntelangem Abstand sämtliche Familien der Kolonie aufgezählt werden. Die disziplinierende Hierarchie wird überall ausgeübt anhand der Konzeption und Größe der Häuser – nicht aber durch die Architektur an sich – und durch das Steuern der Alltagspraktiken mithilfe der von den Unternehmen zur Verfügung gestellten Möglichkeiten zu deren Durchführung.

Analoge Praktiken sind als übergreifende Konstante bei den Koloniewohner/-innen anzusehen, da sie mehr als bei anderen »Stadtbewohner/-innen« verbunden sind über implizites Wissen und kulturelle Codes. War eine Reparatur fällig, wollte man ein Koloniehäus tauschen, wusste man, an welche Autorität man sich wenden musste. Ein weiteres Indiz für ein spezifisches und abgrenzendes Raumempfinden ist die Terminologie, welche für die Kolonie verwendet wird.

Eine durchgehende Beobachtung besteht ferner in der Thematisierung der empfundenen Nähe zu den technischen Anlagen. Mehr noch als die Kolonie sind diese mit identitätsstiftenden Emotionen aufgeladen und werden bei positivem Empfinden in kulturelles Kapital umgewandelt. Die Grenze zwischen Arbeits- und Lebensraum wird obsolet durch die emotionale Wahrnehmung, dass Kolonie und Bergbau bzw. Hütten- und Stahlwerk zusammengehören.

Die Analyse erlaubt es, die Subkultur einer umfassenderen Arbeiterkultur zu identifizieren, welche, subjektiviert durch das Gouvernementalitätsprinzip des Paternalismus, einen bestimmten Praktikenkomplex hervorbringt. Diese Subkultur generiert den Ort der Kolonie als Ausdruck kollektiver Disziplinierung durch Gleichheit und Materialität.

## 5.6 PERIURBANES LUXEMBURG. DEFINITION, POSITIONIERUNG UND DISKURSIVE KONSTRUKTION SUBURBANER RÄUME AN DER GRENZE ZWISCHEN STADT UND LAND

Markus Hesse

»Die Zwischenstadt kennzeichnet Räume, die ›nicht ganz traditionelle Stadt sind und nicht ganz traditionelle Vorstadt‹ (Young and Keil, 2010). Es sind in Vergessenheit geratene Geographien, wo viele Menschen leben und wo [...] die dialektische Betrachtung von urban vs. suburban die vielen Schattierungen urbaner Räume vernachlässigt, denen unsere planerische und politische Aufmerksamkeit gelten muss«<sup>69</sup> (Kirby/Modarres 2010: 67).

Die Ausdehnung städtischer Siedlungen über die Grenze der (Kern-)Stadt hinaus in zuvor nicht-städtische Räume ist ein zentrales Kennzeichen der Raumentwicklung der Vor- und Nachkriegszeit in der weit überwiegenden Zahl der westlichen Industrieländer, in Europa ebenso wie in Nordamerika und in Australien (vgl. Harris/Larkham 1999). Ausgangspunkt dieses Prozesses sind die Stadt-Umland-Wanderungen von Haushalten oder Unternehmen, insbesondere der Industrie, später auch des Handels sowie von Freizeiteinrichtungen. Mehr oder minder kontinuierliches Wachstum von Bevölkerung und Beschäftigung war über einen größeren Zeitraum hinweg spätestens seit der Industrialisierung Normalzustand der Stadtentwicklung. Auf diese Weise sind polyzentrische Stadtregionen entstanden, die sich sehr vielfältig strukturiert darstellen (vgl. Kloosterman/Musterd 2001; Parr 2004).

In der wissenschaftlichen Analyse durch Geographie und Raumforschung wurde die Expansion der Stadt über ihre Grenzen hinaus traditionell mit dem Begriff der *Suburbanisierung* belegt (vgl. Pratt 1994; Harris 2006); im französischen Sprachraum ist diesbezüglich auch die Rede von *Periurbanisierung* (vgl. Paluch 1997; Piore et al. 2011). Dieser Begriff bezieht auch weiter vom Zentrum entfernt gelegene Räume ein, deren Entwicklung im Angelsächsischen mit dem Terminus der *Counterurbanisation* erfasst wird (vgl. Champion 1989; Mitchell 2004). *Counterurbanisation* zielt auf das Wachstum nicht-metropolitaner Standorte, womit die Betrachtung hier auf die Kategorie des ländlichen Raums erweitert wird – jene gering besiedelten, früher v.a. durch Land- und Forstwirtschaft geprägten Räume, die heute noch große Gebiete der Flächenländer Europas umfassen.

**69** | Eigene Übersetzung von: »The in-between city represents places that are ›not quite traditional city and not quite traditional suburban‹ (Young and Keil, 2010). They are forgotten geographies, where many people live and where [...] the dialectical treatment of urban versus suburban neglects the many shades of urban places that require our planning and policy attention.«

Die Expansion der Städte und die parallel verlaufende Verstädterung (Urbanisierung) der Gesellschaft hatten zwei wichtige Konsequenzen: *Zum einen* entstanden transitorische Räume, die im Übergangsbereich zwischen Stadt und Land situiert sind, mit im Vergleich zur Stadt geringerer Bebauungsdichte, einem höheren Anteil an Freiraum und einer geringeren Ausstattung mit Arbeits- und Freizeittätten – aber deutlich intensiveren Raumnutzungen als in ländlichen Regionen. Diese Randräume basierten zunächst ganz wesentlich auf der Arbeitsteilung zwischen Stadt und Umland, teilweise auch peripherer ländlicher Räume. Heute hat sich dieses Stadtumland vielfach von der Kernstadt emanzipiert, ist urbaner geworden, eben Teil der polyzentrischen Stadtregion. Die Entstehung transitorischer Räume hat *zum anderen* dazu beigetragen, dass Stadt, Land und Zwischenräume heute kaum (noch) sinnvoll trennscharf voneinander abgegrenzt werden können. Die einzelnen Raumtypen sind Teile eines Kontinuums, die zunehmend fließend ineinander übergehen, v.a. in den Randbereichen der großen Metropolräume. Zur Kennzeichnung dieser Raumtypen wurden jedoch bisher kaum adäquate Begrifflichkeiten entwickelt (vgl. Harris 2010), ebenso wie sie als Gegenstand der Raumanalyse und -planung über einen großen Zeitraum hinweg keine besondere Rolle spielten. Im Zuge einer als ›planetarisch‹ wahrgenommenen Tendenz zur Urbanisierung, d.h. zur universalen Verstädterung der modernen Gesellschaft, wird schließlich die Grenze zwischen Stadt und Land von einigen Beobachtern gar als vollkommen obsolet betrachtet (vgl. Schmid/Brenner 2011). Dieses Diktum wird begründet mit der im globalen Maßstab stetig steigenden Stadtbevölkerung; seit 2007 wird angenommen, dass – historisch erstmalig – mehr Menschen in Städten als auf dem Land leben. Die These einer universalen Tendenz zur Urbanisierung der Gesellschaft folgt der Annahme, dass Raum gesellschaftlich produziert wird, räumliche Differenzierung zwischen Stadt und Land aber keine nennenswerte gesellschaftliche Relevanz mehr habe.

Die Herausbildung hybrider Raumkategorien bzw. die tendenzielle Auflösung klarer Unterscheidungen von Stadt und Land sind Signale komplexer gewordener Rahmenbedingungen und Verlaufsformen von Raumentwicklung. Hierzu gehören neben der Verstädterung und dem Wachstum von urbanen Räumen erhebliche soziale und raumzeitliche Ausdifferenzierungen u.a. durch Mobilität, Migration und Internationalisierung. Gleiches gilt für die Einbindung der Regionen in übergeordnete Funktionssysteme, etwa durch kulturelle und ökonomische Globalisierung. Diese Entwicklung hat auch dazu beigetragen, Raum, Stadt und Region nicht mehr als territorial konstituiert und klar abgegrenzt wahrzunehmen, sondern als relational zu betrachten: als Gegenstand eines komplexen Beziehungssystems, das von unterschiedlichsten Akteuren entlang ›variabler Geometrien‹ (d.h. flexibler Raumverständnisse) gedeutet wird und auf verschiedenen Maßstabsniveaus (lokal, regional, global) situiert ist (vgl. Raco 2006).

### 5.6.1 Raumkategorien und Zuschreibungen: Zur Konstitution von Raum in Stadt, Land und dem ›Dazwischen‹

»Wissenschaftler, die im Rahmen verschiedener Disziplinen über Suburbia forschen, haben nach wie vor keinen klaren Überblick darüber, was den unterschiedlichen Bereichen ihres Forschungsgegenstandes gemeinsam ist«<sup>70</sup> (Vaughan et al. 2009: 485).

Wenn gesellschaftlicher Wandel mit dem tradierten Inventar von wissenschaftlichen Begriffen, Epistemologien und Methoden nicht mehr hinreichend erfasst werden kann, entsteht eine produktive Irritation. Dies gilt im Grunde auch für die Raumentwicklung. Als Reaktion auf diese Situation lassen sich mit Blick auf diesen Gegenstand drei mögliche Konsequenzen ziehen: erstens die Suche nach einem grundlegend neuen Paradigma – in diesem Fall die Konzeptualisierung der ›post-modernen‹ Stadt als Bruch mit der Entwicklungslogik der ›alten‹ Stadt; eine zweite Option ist die Beibehaltung des Tradierten, Bewährten auch unter solchen Randbedingungen, die Transformation und Wandel unterstellen – dies würde hier der Annahme einer allgemeingültigen Wiederkehr oder Renaissance der Stadt entsprechen. Die dritte Möglichkeit ist die Einnahme einer anderen konzeptionellen Perspektive. Dieser Logik folgt auch der vorliegende Beitrag. Danach wird der Forschungsgegenstand nicht mehr als solcher vorausgesetzt, sondern als Fall individueller, subjektiver Konstruktionsleistungen aufgefasst.

Eine solche Perspektive betrachtet Raum als Ergebnis gesellschaftlichen Handelns, als sozial konstituiert und sozial konstruiert (vgl. Abschnitt 2.2 und 5.1). Diese Perspektive ist auch mit Blick auf das hier verhandelte Thema gut begründet: Die Frage, was ›städtisch‹, suburban oder ›ländlich‹ genannt werden kann, entscheidet sich nicht mehr anhand klassischer raumwissenschaftlicher Parameter (wie Bevölkerungspotenzial und -dichte, Lage im Raum, Pendelbeziehungen zum nächstgelegenen Zentrum). ›Stadt‹ bzw. ›Land‹ wird vielmehr aktiv hergestellt, produziert. Die damit verbundenen Zuschreibungen lösen sich von wissenschaftlichen Kategorisierungen und Setzungen – die ihrerseits natürlich auch Konstruktionen darstellen – und werden zunehmend durch die Subjekte selbst vorgenommen. Dabei erfolgt Bedeutungszuschreibung sowohl im professionellen Diskurs, d.h. durch Wissenschaftler/-innen, Politiker/-innen und Planer/-innen, als auch durch die Bevölkerung selbst. Dabei spielen verschiedene Faktoren eine Rolle: raumbezogene Identitäten und Identifizierungen, Grenzziehungen, Politiken und ideologisches *framing* sowie Subjektivierungen bzw. Subjektivationen, d.h. individuelle Wahrnehmungen und Setzungen, aber auch die damit einhergehenden Praktiken.

---

**70** | Eigene Übersetzung von: »Scholars researching suburbia in the framework of different disciplines still have no easy overview of what the different areas of their subject have in common.«

Dies bestätigt sich mit Blick auf widersprüchliche Wahrnehmungen und Bewertungen dessen, was städtische und ländliche Räume (und Lebensweisen) ausmacht bzw. voneinander unterscheidet. Früher als ländlich wahrgenommene Räume sind nicht mehr zwingend peripher, sondern präsentieren sich auch als hochindustrialisiert, sind Gegenstand von sozialer Integration und gesellschaftlicher Modernisierung (vgl. Woods 2007); parallel ruralisieren (>verländlichen<) sich manche Städte, v.a. solche, die durch Deindustrialisierung oder Transformation erheblich an Bevölkerung verloren haben. Zwischennutzungen, urbanes Gärtnern und landwirtschaftliche Subsistenz auf Brachflächen spielen verstärkt eine Rolle, prägen zumindest in Teilen eine neue Wahrnehmung der Stadt. Dieser Verschneidung der traditionellen Bilder von Stadt und Land entspricht eine Koinzidenz konkurrierender Idealbilder beider Raumkategorien: Das Bild von der Renaissance der Stadt, in der viele Menschen wieder leben, arbeiten, Freizeit verbringen, einerseits, steht unvermittelt neben neuer urbaner Armut und Ausgrenzung andererseits. Und im Kontrast zur Realität vieler erfolgreicher agro-industrieller und logistischer Produktionsräume, die in ländlich-peripheren Regionen entstanden sind, wird seit einiger Zeit eine bemerkenswerte Hinwendung der urbanen Mehrheitsgesellschaft zum Ländlichen registriert. Diese drückt sich nicht zuletzt in der hohen Nachfrage nach *Lifestyle*-Magazinen aus, die Landleben, Landkultur und >Landlust< als kommunikative Inszenierung offerieren.

Auch die Wahrnehmung sub- und periurbaner Räume stellt sich sehr widersprüchlich dar: Der Stadtrand war immer *Privatopia* und *Dystopia* zugleich – also privater Rückzugs- und Sehnsuchtsraum einerseits, der die Aussicht bot, die jeweiligen Vorteile von Stadt und Land zu maximieren und entsprechende Nachteile zu vermeiden. Und andererseits war der suburbane Raum Projektionsfläche umfassender Kritik des Stadtwachstums (vgl. Nicolaidis 2006; Vicenzotti 2011), vornehmlich aus den Reihen von Architektur und Stadtplanung, außerdem von den Kernstädten selbst. Diese Kritik richtete sich auf die Bebauung von Freiraum, die fiskalische Auszehrung der Kernstädte durch die Abwanderung steuerzahlender Haushalte sowie auf die Erzeugung von Pendelwanderungen. Sie erfolgte aber primär aus der Perspektive der Kernstadt, weniger aus dem Blickwinkel der Randbereiche selbst (vgl. Hesse 2010).<sup>71</sup> Das Narrativ von der Auflösung der Stadt war lange wirkmächtig, wenn nicht hegemonial.

Die konstruktivistische Perspektive auf Raum ist geleitet von einem Bewusstsein für die besondere Bedeutung von Grenzen. Grenzen sind konstituierend für Räume und damit auch für das traditionelle Verständnis des Suburbanen bzw. Periurbanen. Administrative und siedlungsstrukturelle Grenzen schaffen erst das Faktum des Randes: Rein statistisch gesehen macht vielfach erst das Über-

---

**71** | Und es ist dabei unklar geblieben, wer mit dieser Kritik genau gemeint war: die Subjekte, die sich für diesen Standorttyp entschieden haben; ökonomische Akteure, die hier besondere Verwertungsbedingungen vorfanden; oder die politisch-planerische Regulierung, die für die jeweiligen sozialen Praktiken entsprechende Anreize gesetzt hat.

schreiten der Gemeindegrenze den Wanderungsprozess vom Zentrum zur Peripherie zu einem Gegenstand der Suburbanisierung. Suburbane Räume sind zudem beiderseits der Grenzen der Kernstadt, innen und außen, zu verorten. Die markanteste Grenzziehung erfolgte hier auf diskursive Weise, bezogen auf die scharfen fachpolitischen Kontroversen über *Suburbia* (siehe oben), die mit der hohen Wertschätzung dieser Raumkategorie durch die Bewohner/-innen auffallend kontrastieren. Die Kernstadt wurde positiv, die Gebiete jenseits der Stadtgrenze negativ bewertet.

Damit ergeben sich schließlich auch Bezüge zu ›Identität‹ im räumlichen Kontext. Hier unterscheiden wir zwischen der zugeschriebenen Identität einer Region bzw. eines Raums und der Identifizierung von Individuen mit bestimmten Räumen oder Orten (vgl. Paasi 2002 und 2003; Weichhart 1999). Mit Blick auf die Frage nach raumbezogener Identität folgen wir dem Verständnis von Paasi (2003: 477):

»Regionale Identität wurde als ein entscheidendes Element bei der Bildung von Regionen als gesellschaftliche/politische Räume erkannt, doch lässt sich schwer deutlich machen, worin diese Identität besteht und wie sie sich auf kollektives Handeln und Politik auswirkt [...]. Die wesentliche Frage ist, wie politische Leidenschaften regionalisiert werden, und hierbei spielen Institutionen, die konstitutiv sind für die Bildung einer Region (Wirtschaft, Governance, Sprache, Medien, Literatur) eine bedeutende Rolle.«<sup>72</sup>

Ziel dieses Beitrags ist vor diesem Hintergrund, der Konstitution bzw. Konstruktion des kleinteilig strukturierten Raums abseits der großen Zentren nachzugehen. Dies soll hier mit Blick auf die Bewohner/-innen-Perspektive erfolgen. Uns interessiert, wie die Bewohner/-innen der Peripherie ihre Standorte assoziieren und auf welche Weise sich ggf. raumbezogene Identität ausformt. Unklar ist bisher, wie die Bewohner/-innen der Vorstädte, der Zwischenstadt, des suburbanen Raums eigentlich den Ort nennen, an dem sie leben, welche Bilder sie damit verbinden, inwiefern dieser Raum als ›Heimat‹ wahrgenommen wird. Insofern spielen Prozesse der Grenzziehung und Identitätsbildung gleichermaßen eine Rolle. Dieser Blick auf den Raum ermöglicht es auch, tradierte Setzungen und hegemoniale Diskurse zu hinterfragen und die Perspektive zu öffnen, zu pluralisieren. Dieser Fragekomplex wird am Beispiel des Großherzogtums Luxemburg und der Großregion verfolgt, d.h. unter Einbezug der Nachbarregionen Wallonien, Lothringen, Rheinland-Pfalz und Saarland (Universität Luxemburg, IDENT2

**72** | Eigene Übersetzung von: »Regional identity has been recognized as a key element in the making of regions as social/political spaces, but it is difficult to elucidate what this identity consists of and how it affects collective action/politics [...]. The crucial question is how political passions are regionalized, and here institutions constitutive of region-building (economy, governance, language, media, literature) and inherent power relations are significant.«

2012/2013 – quantitative und qualitative Erhebung). Damit wird versucht, die Konstitution von sub- und periurbanen Räumen als Resultat einer spezifischen Subjektivierung zu begreifen. Darauf aufbauend werden einige Konsequenzen für die weitere wissenschaftliche Arbeit benannt.

### **5.6.2 Die sub- und periurbane Gebietskulisse in Luxemburg und im Grenzraum**

Das Großherzogtum Luxemburg, einer der kleinsten Mitgliedstaaten der Europäischen Union, steht für eine im europäischen Maßstab überdurchschnittlich positive demographische Entwicklung und eine außerordentlich erfolgreiche wirtschaftliche Transformation. Dieser Entwicklungspfad ist zudem durch zwei Besonderheiten gekennzeichnet, gemessen an Stadtentwicklung in anderen Kontexten: Sie fand in sehr kurzer Zeit und auf einem relativ kleinen Gebiet statt, das Ende 2012/Anfang 2013 ca. 537.000 Einwohner/-innen und ca. 380.000 ansässige Beschäftigte auf einer Fläche von 2.586 km<sup>2</sup> umfasste (vgl. STATEC 2013: 9). Die jüngere Raumentwicklung Luxemburgs ist sehr disparat: Wenige Verdichtungsräume stehen einem insgesamt eher kleinteilig strukturierten Gebiet gegenüber. Der Norden des Landes gilt traditionell als ländlich. Die weit überwiegende Mehrheit der 106 Gemeinden des Landes weist eine Einwohner/-innenzahl von weniger als 10.000 auf. Der größte Entwicklungsdruck gemessen in absoluten Zahlen lagerte in der Vergangenheit auf dem Gebiet der Hauptstadt, während viele kleinere Gemeinden die höchsten relativen Wachstumsgewinne aufweisen.

Die Wohnungs- bzw. Immobilienmärkte im Land sind extrem angespannt (vgl. Becker/Hesse 2010); selbst gemessen am deutlich höheren Einkommensniveau liegen Mieten und Immobilienpreise in der Regel doppelt so hoch wie in vergleichbaren Lagen in Deutschland, Belgien oder Frankreich. Diese Probleme haben nach einer ersten Welle der Suburbanisierung der 1970er und 1980er Jahre eine verstärkte grenzüberschreitende residenzielle Mobilität aus Luxemburg ausgelöst. Sie ist primär in den periurbanen, grenznahen ländlichen Raum von Rheinland-Pfalz, Wallonien und Lothringen gerichtet (vgl. Abschnitt 5.8). In der Nähe der Staatsgrenze sind die siedlungsräumlichen Dynamiken derzeit deutlich stärker ausgeprägt als in den Zentren. Dies gilt nicht nur für die Entwicklung ehemaliger Dörfer und kleinerer Landstädte zu Wohnstandorten der urbanen Pendelbevölkerung, sondern insbesondere in Luxemburg auch für die in eher ländlichen Landesteilen eingestreuten Bürostandorte, die weitgehend nicht-integrierte Arbeitsplatzkonzentrationen darstellen. Die räumlichen Ungleichgewichte, die einhergehen mit einem massiven täglichen Pendlerverkehr und anhaltenden Problemen der Wohnraumversorgung, gelten derzeit als das Hauptproblem aus Sicht der Landesplanung.

Bringt die Kombination aus vergleichsweise geringer Gebietsgröße, großräumiger Verflechtung und sehr dynamischem Wachstum von Wirtschaft und Bevölkerung der letzten zwei Jahrzehnte an sich schon sehr spezifische Randbe-

dingungen für die räumliche Entwicklung mit sich, so gilt dies umso mehr für die anhaltende Internationalisierung des Landes. Diese zeigt schon der landesweit sehr hohe Anteil nicht-luxemburgischer Staatsangehöriger von 44 %, Ausdruck mehrerer Zuwanderungsphasen in der jüngsten Geschichte des Landes. Er trifft aber in den kleinen Gemeinden auf eine ganz spezifische Gebietskulisse: Gemeinden wie Walferdange im nördlichen Umland der Hauptstadt oder Mersch im Zentrum des Landes weisen bei einer Größe von nicht mehr als ca. 8.000 Einwohner/-innen einen Ausländer/-innenanteil von 30 % oder mehr aus; die Zahl der am Ort vertretenen Nationalitäten liegt dort bei 90 bis 100 oder darüber (vgl. Webseiten der Gemeinden Mersch und Walferdange). Dieser Wert ist v.a. für kleine Gemeinden außergewöhnlich hoch, die dadurch besonders herausgefordert sind. In den grenznahen Gemeinden ist diese Diversität weniger in ihrer Breite ausgeprägt als vielmehr durch eine stärker ausbalancierte Mischung von Nationalitäten der jeweiligen Anrainerländer bestimmt.

### 5.6.3 Empirische Einblicke in sub- und periurbane Konstellationen

»Es ist vorstädtisch. Es gibt einen Wald, und, ich meine, in Luxemburg ist doch nichts richtig städtisch, wenn man nicht gerade mitten in der *Grand-rue* wohnt«<sup>73</sup> (männlich, 48 Jahre, Brite-Luxemburger, Luxemburg).

In diesem Abschnitt werden einige ausgewählte empirische Einblicke in die Konstitution des sub- und periurbanen Raums in Luxemburg und im Grenzraum gegeben. In zwei empirischen Untersuchungsdurchgängen wurde der Frage nach den Deutungen und Bedeutungszuschreibungen bezogen auf den Wohnort der Bevölkerung nachgegangen. Zunächst wurde ein kurzes Set von Fragen im Rahmen der quantitativen Befragung formuliert, die sich auf die Einstufung des Wohnortes nach dem Grad der Urbanisierung bezog. Gefragt wurde, wie die Interviewpartner/-innen ihren Wohnstandort einschätzen: als städtisch (*urban*), ländlich (*rural*) oder sub- bzw. periurban. Zum anderen wurden teilstandardisierte Interviews mit 23 ausgewählten Befragten geführt, die die entsprechenden Fragen nach Einordnung des Wohnstandorts im Zuge der quantitativen Erhebung beantwortet hatten und zu einem Gespräch über Hintergründe dieser Einordnung bereit waren.

#### Wahrnehmungen des ›Dazwischen‹

In den Abbildungen 1 und 2 sind die Ergebnisse der standardisierten Befragung zusammengestellt, zum einen bezogen auf den gesamten Untersuchungsraum sowie die jeweiligen Gebietsteile der Länder an der Großregion, zum anderen bezogen auf die verschiedenen Gebietsteile des Landes Luxemburg. Es zeigt sich

**73** | Eigene Übersetzung von: »It's suburban. You got a forest and, I mean, in Luxembourg nothing is really urban unless you live right in the middle of *Grand-rue*.«

hier eine relativ hohe Übereinstimmung mit den Klassifikationen, die die Gebietsteile anhand ihrer raum- und siedlungsstrukturellen Eigenschaften nahelegen bzw. die von den jeweiligen Raumplanungsstellen oder der europäischen Raumbearbeitungsstelle ESPON vorgelegt wurden: »Die Großregion weist eine eindeutige funktionale, demographische und morphologische Polyzentralität auf, welche die Grundlage für das gesamte Funktionieren der Region bildet«<sup>74</sup> (ESPON/UL 2010). Mit Ausnahme Lothringens werden die größten Anteile des gesamten Untersuchungsraums als überwiegend ländlich oder sub-/periurban strukturiert eingeschätzt; im Saarland bzw. im rheinland-pfälzischen Teil des Untersuchungsraums sind entsprechende Einstufungen als suburban und ländlich nahezu gleich verteilt (vgl. Abb. 1). Unter den Luxemburger Gebietsteilen sind die Kontraste noch deutlicher ausgeprägt. Hier sticht das Gebiet der Hauptstadt mit 61 % der Nennungen als städtisch heraus. Auffallend ist der geringe Anteil von Nennungen dieser Kategorie für das übrige Zentrum. Erwartungsgemäß wird dagegen der Süden als sowohl sub-/periurban wie auch ländlich eingestuft; im Norden und Osten Luxemburgs überwiegt – wie zu erwarten war – die Kategorie ländlich/rural (vgl. Abb. 2).

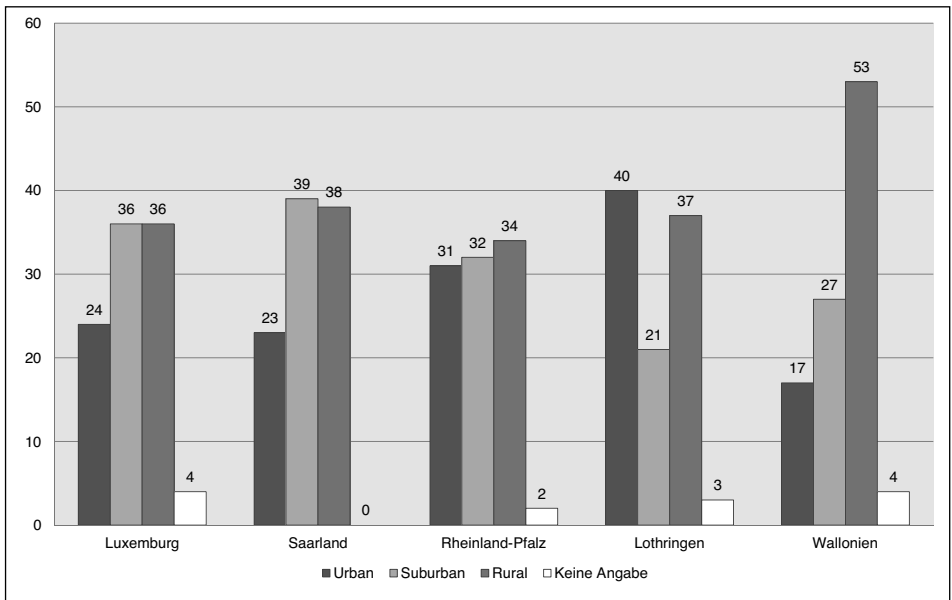


Abbildung 1: Wie schätzen Sie Ihren Lebensstil an Ihrem Wohnort ein? Gesamter Untersuchungsraum in Prozent (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

**74** | Eigene Übersetzung von: »The Greater Region shows a clear functional, demographic, and morphological polycentricity that is the basis for the overall functioning of the region.«

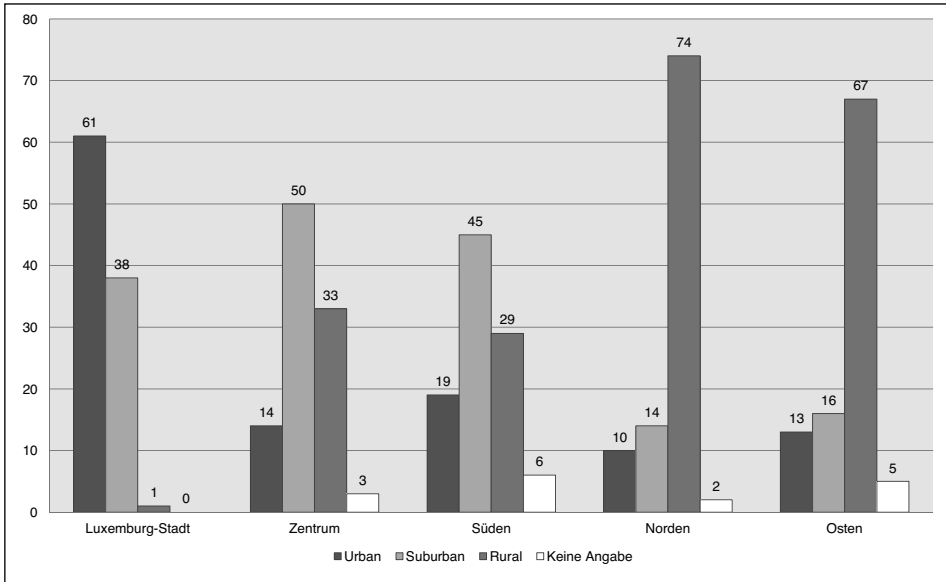


Abbildung 2: Wie schätzen Sie Ihren Lebensstil an Ihrem Wohnort ein?  
Luxemburgische Wohnbevölkerung in Prozent (Universität Luxemburg, IDENT<sub>2</sub>  
2012/2013 – quantitative Erhebung)

Als deutlich weniger konsistent ist im Vergleich dazu die Beantwortung der teilstandardisierten Befragung zu bewerten. Die Auswahl der in diesem Fall 23 Befragten folgte der Selbsteinschätzung der Teilnehmer/-innen, die im Rahmen der standardisierten Befragung die o.g. Einstufung ihres Wohnortes vorgenommen und sich daraufhin bereit erklärt hatten, auf die Hintergründe dieser Einstufung im ausführlichen persönlichen Interview einzugehen. Dabei wurden folgende Fragekategorien behandelt: Hat der Ort, an dem Sie wohnen, eine klare Begrenzung? Wo fängt er an, wo hört er auf? Wie beschreiben Sie den Ort, an dem Sie wohnen, gegenüber Bekannten bzw. Fremden? Warum qualifizieren Sie Ihren Wohnort als urban, suburban, ländlich? Würden Sie sagen, dass Sie sich mit dem Ort, an dem Sie wohnen, »identifizieren«? Wenn ja, warum? Wenn nein, warum nicht?

Auf diese Fragen antwortet ein größerer Teil der Befragten zunächst mit Unverständnis. Abgesehen von wenigen Ausnahmen (siehe unten) finden die klassischen Terminologien von raumbezogener Planung und Forschung im Alltagsleben der Bevölkerung keine Verwendung. Nur wenige Interviewte benennen von sich aus entsprechend präzise Begrifflichkeiten; vielmehr werden ausführlichere Narrative präsentiert, mit denen sich die Bewohner/-innen am Wohnort situieren oder auch identifizieren. »Wo fängt er an? An der Grenze, wo man sofort zwar ...

OK, ganz Athus gehört auch dazu, ich meine, es ist ... alles hängt zusammen was jetzt ... »<sup>75</sup> (weiblich, 31 Jahre, Luxemburgerin, Wallonien).

In den Transkripten der Gespräche sind vielmehr zahlreiche Rückfragen dokumentiert, mit deren Hilfe die Befragten versuchen, das Erkenntnisinteresse der Untersuchung nachzuvollziehen. Dieser Rücklauf kann zwei verschiedene Hintergründe haben: Zum einen bestätigt sich hier offensichtlich die ausgeprägte Diskrepanz zwischen dem Gebrauch entsprechender Terminologien durch Expert/-innen und durch Bewohner/-innen (Dieses Problem wurde bereits bei der Abstimmung des Interviewleitfadens ausführlich diskutiert.). Es bedurfte expliziter Hilfestellungen und Erläuterungen durch die Interviewer/-innen, damit sich die Befragten positionieren konnten. Zum anderen dürfte dieser Umstand auch damit zu tun haben, dass speziell in den verstädterten Teilen des Untersuchungsraums – d.h. jenseits des ländlichen Raums – klare Abgrenzungen zwischen Stadt und Land eher die Ausnahme als die Regel darstellen. Entsprechend diffus sind die Zuschreibungen durch die Bevölkerung.

Im Folgenden richtet sich die Auswertung der empirischen Befunde auf zwei Fragekategorien: Wie wird der Wohnort bezeichnet? Gibt es Ansatzpunkte zur raumbezogenen Identifikation und worin drückt sich diese aus? Eine eindeutige Antwort geben die per Interview befragten Personen auf die Frage nach ihrem Wohnort dann, wenn sie in einem städtischen Zentrum oder aber einem Dorf (Ortskern) wohnen. In den anderen Fällen streuen die Begrifflichkeiten, ausgehend von dem bereits genannten Problem, klare Grenzen zu ziehen. Auf luxemburgischem Terrain und im deutschen Grenzraum werden die Begriffe »Stadtrand« und »Vorstadt« bzw. »Vorort« (lux. *Viruert*) verwendet; ein englischsprachiger Gesprächspartner verwendet als einziger den Begriff des »Suburbanen«. Die frankophonen Gesprächspartner/-innen kennzeichnen ihren Wohnort in diesem Fall als »entre les deux«, also im Zwischenraum zwischen Stadt und Land situiert, was bestimmte Vorteile mit sich bringt (*»un peu des deux côtés – on a des avantages«*). Nur von französischsprachigen Befragten wird auch der Begriff der *zone périurbaine* genannt. »Vorstadt« bezieht sich in aller Regel auf das nächstgelegene Zentrum. Im ländlichen Raum Deutschlands haben Gebietsreformen den Effekt mit sich gebracht, dass von den Bewohner/-innen kleinerer Ortsteile nicht der Gemeindegemeinschaft, sondern v.a. der Wohnstandort den Hauptbezugsort darstellt.

Speziell im luxemburgischen Kontext muss hier die Besonderheit des Städtebausystems berücksichtigt werden, dessen 106 Gemeinden sich zu einem Großteil aus kleinen Kommunen mit weniger als 10.000 Einwohner/-innen zusammensetzen. Oft changieren Bewertungen zwischen formalem Stadtrecht und effektiver Bedeutung der Kommune; nicht selten werden eigenständige kleine Gemeinden aus Gründen der politischen Symbolik höher gewichtet als sie *de facto* sind.

---

**75** | Eigene Übersetzung von: »Wou fänkt en un? Vun der Grenz, wou een direkt zwar ... Okay, ganz Athus gehéiert dozou, ech mengen, et ass jo ... alles hänkt zesummen, wat elo«

Gelegentlich wird das Etikett des Ruralen auch für Siedlungskerne verwendet, die nach Angaben desselben Gesprächspartners ca. 3.500 Einwohner haben, nach den Maßstäben der Region also schon eher urbanen Charakter aufweisen, also spezifisch städtische Eigenschaften zugeschrieben bekommen.

### **Bewertungen des ›Dazwischen‹**

Diese Maßstäblichkeit, verbunden mit den guten Verkehrserreichbarkeiten (nur die öffentliche Verkehrserschließung wird als eher unzureichend eingeschätzt), wirkt sich insgesamt positiv auf die Bewertungen der Wohnstandorte aus: »Ich wohne nur ungefähr 2 km von der Stadt entfernt. Das ist ja nicht auf dem Land, oder? Das ist schlicht perfekt!«<sup>76</sup> (weiblich, 53 Jahre, Finnin, Luxemburg). Durchweg positive Bewertungen werden von den Interviewpartner/-innen mit Blick auf Wohnstandorte und das jeweilige lokale bzw. regionale Umfeld vorgenommen. Dazu trägt die bereits genannte Maßstäblichkeit der räumlichen Struktur bei, v.a. die Tatsache, dass sich der Untersuchungsraum insgesamt mit wenigen Ausnahmen (grenzferne Gebiete in Rheinland-Pfalz) nicht aus peripheren ländlichen Räumen zusammensetzt, sondern auch viele der als rural klassifizierten Standorte im Einzugsbereich der Zentren liegen und gut erreichbar sind. Damit erlauben gerade die weit verbreiteten Zwischenräume ein hohes Maß an Vorteilsmaximierung im Schnittfeld von eher urbanen und eher ruralen *Settings*, was zu den klassischen Motivlagen für die Wohnstandortwahl im sub- und periurbanen Raum gehört (vgl. Mitchell 2004; McCarthy 2008).

»Ich würde gerne umziehen, doch das Problem ist, dass ich nicht von hier wegziehen möchte. Mein Haus gefällt mir nicht wirklich, doch der Ort ist praktisch, die Nachbarschaft. Wir sind nicht zusammengepfercht, jeder hat seinen Garten, deshalb weiß ich nicht. Wenn ich umziehe, müsste ich schon hier etwas finden«<sup>77</sup> (weiblich, 33 Jahre, Französin, Lothringen).

Direkte Bewertungen der Standortqualität durch die Befragten sind durchweg positiv (»Ich habe hier alles, was ich brauche«; »sehr sympathischer, kleiner Ort, sehr ruhig, angenehm«;<sup>78</sup> »Nur Vorteile«<sup>79</sup>). Anhaltspunkte für raumbezogene Aneignungen ergeben sich dagegen aus dem empirischen Material nur begrenzt. Entsprechende Bezugspunkte sind in diesem Fall eindeutig auf soziale Zusam-

**76** | Eigene Übersetzung von: »But I'm, like, two kilometres from the city. So it's not countryside, either? No, it's just perfect!«

**77** | Eigene Übersetzung von: »Moi j'aimerais bien déménager, mais le problème, c'est que je ne veux pas partir d'ici. Ma maison ne me plaît pas forcément, mais c'est l'endroit qui est pratique; le voisinage, on n'est pas trop collés les uns sur les autres, on a chacun un jardin, donc je ne sais pas. Si je déménage, il faudrait que je trouve ici, en fait.«

**78** | Eigene Übersetzung von: »Très sympathique petite localité, très calme, plaisible.«

**79** | Eigene Übersetzung von: »Just advantages.«

menhänge gerichtet; Familie, Freunde, Nachbarn, Freizeitaktivitäten sind hier die bestimmenden Faktoren:

»Und empfinden Sie ein Gefühl der Zugehörigkeit zu ... diesem Ort, dieser Gemeinde?« –  
 »Ja, dadurch, dass die Kinder hier zur Schule gingen, kenne ich viele der Eltern. Ich kenne viele der Aktivitäten, deshalb werde ich eingeladen zu vielen Sachen, bei denen viele Leute aus Strassen sind. Meine Kinder waren im Fußballclub und solche Sachen. Ja, so lernt man dann Leute kennen. Aber nein, ich würde nicht sagen: ›Ich bin ein Strassener.‹ Ich bin mehr ... ich bin wirklich sehr europäisch, so wie ich mich positioniere. Ich habe einen englischen Pass, aber, wissen Sie, ich spreche mehrere Sprachen. Ich binde mich nicht an einen ... Ort«<sup>80</sup> (männlich, 48 Jahre, Brite-Luxemburger, Luxemburg).

Die Bewertungen und Einschätzungen mit Blick auf raumbezogene Aneignungsprozesse finden im sehr spezifischen Kontext Luxemburgs statt, der sich durch einen Grundwiderspruch aus eher kleinteiligen räumlichen Konfigurationen und Konstellationen einerseits und einer offenbar großen Vielfalt von sozialen Praktiken, Einstellungen und Bewertungen andererseits auszeichnet. Dieser Sachverhalt spiegelt die kritisch betrachtete Rolle der Kategorie ›Raum‹ für Subjektivierungsprozesse im Kontext konstruktivistischer Forschungsansätze wider.

#### 5.6.4 Fazit

Ziel dieser Fallstudie war es, der spezifischen Konstitution der Kategorie des sub- und periurbanen Raums in Luxemburg und im Grenzraum durch die Bewohner/-innen nachzugehen. Die in den räumlichen Klassifikationen der Wohnorte zu Tage tretenden subjektiven Einschätzungen entsprechen auf den ersten Blick den ›objektiven‹ Merkmalen, mit denen diese Standorte durch den professionellen Diskurs charakterisiert werden. Auf den zweiten Blick streuen diese Einstufungen jedoch relativ stark, sind sehr kleinteilig und in hohem Maße vom lokalen Kontext abhängig. Soweit Äußerungen zur Wohnzufriedenheit gemacht werden, sind diese durchweg positiv, in Einklang mit der Forschung zu Wohnstandortwahl und Motivlagen (vgl. Beckmann et al. 2006). Ausgeprägte Bindungen werden im sozialen Zusammenhang bestätigt. Diese sind aber nicht notwendiger Weise im räumlichen Kontext begründbar. Insofern muss die Frage nach der raumbezogenen Identität oder Identifizierung auf Basis dieser Einschätzung offen bleiben.

---

**80** | Eigene Übersetzung von: »And you feel a sense of belonging to that ... place, commune?« – »Yes, in the fact that the kids went to school there and that through that I know a lot of the parents. I know a lot of the activities so I get invited to a lot of things where there will be a lot of people from Strassen. My kids used to play for the football team and things. So, yes, you get to know the people. But no, I would never say I am a ›Strassener.‹ I am more of a ... I'm very European in the way I position myself. I have an English passport but, you know, I speak languages. I don't attach myself to a ... place.«

Hinzuweisen ist auf die besondere Bedeutung von Infrastrukturen: Erst die hohe Automotorisierung und die gute Raumerschließung machen das disperse Leben im sub- und periurbanen Raum möglich und attraktiv.

Dieses Bild scheint die eingangs genannte tendenzielle Auflösung der scharfen Konturierung von ›städtischen‹ und ›ländlichen‹ Räumen auch für den Fall des hier untersuchten Gebiets zu bestätigen. Daraus ergeben sich mindestens zwei Punkte für eine weiterführende Diskussion: Zum einen bleibt zu klären, was die damit einhergehende Hybridisierung räumlicher Zusammenhänge konkret bedeutet. Zum anderen stellt sich die Frage nach der Sinnhaftigkeit räumlicher Kategorisierungen als solche, insbesondere wenn es um komplexe Gegenstände wie ›Identität‹ geht: »Geographische Räume werden heute von einem umfangreichen und vielfältigen gesellschaftlichen und kulturellen Gedankengut überlagert, was eine Neukonzeption des Raumes als eine gesellschaftlich erzeugte Menge von Mannigfaltigkeiten erfordert [...], besser begriffen als Räume, die in die Lage versetzt werden, neue Potentiale zu generieren, denn als feststehende Identitätsräume«<sup>81</sup> (Cloke 2011: 568).

## 5.7 DAS ERINNERN AN DEN ZWEITEN WELTKRIEG IN LUXEMBURG UND DEN GRENZREGIONEN SEINER DREI NACHBARSTAATEN

*Eva Maria Klos und Benno Sönke Schulz*

Im Jahr 2006 konstatierte die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg und die Deutschen: »Wir leben im Schatten einer Vergangenheit, die in vielfältiger Form in die Gegenwart weiter hineinwirkt und die Nachgeborenen mit emotionaler Dissonanz und moralischem Dilemma heim sucht« (Assmann 2006: 159). Die Zeit des Nationalsozialismus ist im deutschen wie auch europäischen Alltagsleben noch immer präsent – sei es durch Gedenktage, entsprechende Darstellungen in Schulbüchern oder auch durch ›Histotainment‹ im Fernsehprogramm und im Internet. Medien, der Schulunterricht, aber auch Familiengespräche stellen wichtige Komponenten dar, mithilfe derer Menschen ihr spezifisches Geschichtswissen bilden (vgl. Welzer et al. 2002: 9 in Verweis auf Wineburg 2001: 181), jedoch positionieren sie sich ganz unterschiedlich zu medial oder familiär vermittelten Erinnerungen.

Besonders in Grenzregionen offenbart sich diese Vielfalt von Positionierungen: Verschiedene Länder stehen mit ihren spezifischen Erinnerungskulturen neben-, aber auch im direkten Austausch miteinander, die Einzelperson wird folg-

---

**81** | Eigene Übersetzung von: »Geographical spaces are now overlapped by many and varied social and cultural ideas, requiring a reconceptualisation of space as a socially produced set of manifolds [...], better recognised as territories of becoming able to produce new potentials rather than as fixed territories of identity.«

lich mit der Sicht der ›Anderen‹ und der Sicht auf die ›Anderen‹ im Alltagsleben verstärkt konfrontiert. Hier setzt diese Fallstudie an, indem sie zwei Fragen in den Mittelpunkt der Untersuchung stellt:<sup>82</sup> Mit welchen identitären Zuschreibungen waren und sind Menschen aus Luxemburg und dem umliegenden Grenzraum Frankreichs, Belgiens und Deutschlands durch Berichterstattungen über den Zweiten Weltkrieg in Kontakt? Und wie positionieren sie sich diesen gegenüber?<sup>83</sup> Ziel der Fallstudie ist es, in diesem (Spannungs-)Feld artikulierte Identitätskonstruktionen in den Grenzregionen herauszuarbeiten.

Als empirische Basis dienen zum einen Zeitungsartikel aus den Jahren 1950 bis 2013,<sup>84</sup> die den Einmarsch nationalsozialistischer Truppen in das neutrale Luxemburg am 10. Mai 1940 thematisieren. Artikel des *Luxemburger Wort*, der luxemburgischen Regionalausgabe des französischen Blattes *Le Républicain Lorrain* und der belgischen Zeitung *La Meuse* sowie des deutschen Blattes *Trierischer Volksfreund* bilden die Quellenbasis,<sup>85</sup> um in einem ersten Schritt die Berichterstattung über den 10. Mai 1940 seit 1950 nachzuvollziehen. Identitäre Zuschreibungen der Printmedien werden in einem zweiten Schritt aus historischer Perspektive beleuchtet, denn die Zeitungsartikel leisten ein Abbild öffentlich relevanter Themen und greifen kollektiv geteilte Werthaltungen und Stimmungen auf, sie implizieren damit Subjektivationen. Der 10. Mai 1940 wurde gewählt, weil in der Berichterstattung über die Grenzverletzung – ein Zeitpunkt, zu dem die Untersuchungsgebiete in spannungsgeladener Interaktion standen – Werthaltungen besonders deutlich hervortreten.

Diese methodische Annäherung wird in einem dritten Schritt durch die Auswertung der repräsentativen Befragung (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung) ergänzt, die aktuelle Erinnerungspraktiken in den Blick nimmt. Dabei muss eingeräumt werden, dass die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten das Erinnern strukturieren, indem sie lediglich Teilaspekte abfragen. An-

**82** | Wir danken Herrn Professor Norbert Franz herzlich für die umfangreiche konzeptionelle Vorbereitung der Fallstudie und für kritische Anmerkungen.

**83** | In Anlehnung an Reckinger 2013: 12.

**84** | In der Auswahl der Artikel kann kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden, es wurde aber auf eine ausgeglichene regionale und zeitliche Differenzierung Wert gelegt. Die Zeitungen wurden nach Berichten zum 10. Mai 1940 rund um die jeweiligen Jahrestage gesichtet (bis 1960 jährlich, danach in Fünfjahresschritten). Zu beachten ist die katholisch-konservative Prägung der für Luxemburg herangezogenen Zeitung (*Luxemburger Wort*) sowie die zeitliche Einschränkung für *Le Républicain Lorrain*, der erst ab 1961 eine Regionalausgabe für Luxemburg veröffentlichte. Dass die Zeitungsartikel eine Relevanz für das Alltagsleben der Grenzlandbewohner/-innen haben, wird durch die in diesem Band verwendete repräsentative Befragung gestützt, in der 92 % der Befragten in Luxemburg angeben, ab und zu eine Tageszeitung zu lesen (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung).

**85** | Danielle Werner (*Bibliothèque nationale de Luxembourg*) organisierte die umfassende Einsichtnahme, dafür herzlichen Dank.

hand der Befragung soll beschrieben werden, in der Erinnerung welcher Personen der Zweite Weltkrieg eine Rolle spielt und an welche der erfragten Inhalte sie sich erinnern. Daran anschließend werden mögliche individuelle Positionierungen gegenüber den aufgezeigten Zuschreibungen herausgearbeitet (Subjektivierungen), die im Antwortverhalten der Befragten empirisch greifbar werden.

### 5.7.1 Der Einmarsch am 10. Mai 1940 und die Besetzung in Printmedien von 1950 bis heute

»Kein Wölkchen trübte den Himmel am 10. Mai 1940. Für uns war es ein Tag zum Sterben, für Hitler aber die auserwählte Stunde zum Siegen« (Luxemburger Wort 1950: 1). Mit diesen Worten erinnert das *Luxemburger Wort* 1950 an die Invasion sowie die damit verbundene Überschreitung der Grenzen des neutralen Großherzogtums Luxemburg durch das deutsche Militär, die einen eindeutigen Bruch des Völkerrechts darstellte. Die ebenfalls von dieser Militäroperation (*Fall Gelb*) betroffenen Nachbarstaaten Belgien, Frankreich und die Niederlande werden von dem Autor des Artikels zwar nicht angesprochen. Trotzdem kann dieses Zitat beispielhaft für die Beiträge über den Zweiten Weltkrieg in den Zeitungen der untersuchten Grenzregionen außerhalb Deutschlands während der 1950er Jahre angesehen werden, spiegelt es doch den Gegensatz zwischen dem emotionalen Zustand der dortigen Bevölkerung und dem des NS-Regimes wider. »Mein Vaterland wurde von einem skrupellosen Eindringling geschändet«<sup>86</sup>, schreibt ein Luxemburger Autor in der belgischen Zeitung *La Meuse* (1952: 2). Der Gegensatz zwischen dem großen, brutal agierenden deutschen Aggressor und dem kleinen, friedliebenden Großherzogtum taucht hierbei als stetig wiederkehrendes Thema auf. Nicht nur der Duktus der jeweiligen Artikel zum 10. Mai 1940, sondern auch deren äußere Form und ihre Platzierung innerhalb der Zeitungen lassen Gemeinsamkeiten für die 1950er Jahre erkennen. So finden sich verhältnismäßig kurze, zumeist in einem sehr emotionalen Stil verfasste Artikel auf der ersten oder zweiten Seite der Zeitungen. Eine weitere Auffälligkeit der inhaltlichen Gestaltung der Artikel in dieser Zeit ist die Betonung des unbeugsamen Willens der Bevölkerung Luxemburgs während der deutschen Besetzungszeit und ihres Bekenntnisses zu einem freien und unabhängigen luxemburgischen Staat. Häufig wird der 10. Mai auch zum Anlass genommen, die geopolitischen Verhältnisse während des Kalten Krieges zu kommentieren. Besonders im *Luxemburger Wort* wird diverse Male eine Parallele zwischen dem 10. Mai und dem damals wahrgenommenen Bedrohungspotential der Sowjetunion gezogen. Die Wirkung der Zeitungsartikel in den 1950er Jahren kann somit v.a. als eine emotionale gedeutet werden, was die Tradierung und Speicherung im Gedächtnis der Leser/-innen gestärkt haben dürfte.<sup>87</sup>

**86** | Eigene Übersetzung von: »Ma patrie a été violentée par un intrus sans scrupule.«

**87** | Die Vorherrschaft der emotionalen Tradierung gegenüber einer kognitiven Vermittlung unterstreichen Harald Welzer et al. (2002: 200f.) anhand von Familienerinnerungen.

Ab den 1960er Jahren treten dann die kurzen Notizen zu den Jahrestagen zugunsten längerer Dokumentationen in den Hintergrund. Mit Artikelreihen wie »Geschichte des Krieges 1939-1945 – Heute vor 20 Jahren«<sup>88</sup> (La Meuse 1960a: 4) oder »Als die Alliierten die Tore öffneten«<sup>89</sup> (Le Républicain 1965: 18) wird nun nicht mehr allein an singuläre Ereignisse erinnert, vielmehr steht eine analytische Aufarbeitung der Kriegsgeschehnisse im Vordergrund. Darüber hinaus verfolgen zumindest die Zeitungen *La Meuse* und *Le Républicain* mit einer fortlaufenden Berichterstattung das Ziel, ihrer Leserschaft eine Sammlung der Artikel zu ermöglichen, die sich am Ende wie ein Buch nutzen ließe (vgl. La Meuse 1960b: 5). Die alltägliche Praktik des alleinigen Lesens der Artikel wird hier durch die explizite Möglichkeit zur Archivierung gestützt. Auch im *Luxemburger Wort* nimmt die Länge der Artikel zu, wobei das Datum des Überfalls mehrheitlich stellvertretend für die gesamte Besatzungszeit verwendet wird. Diese Praxis der ausführlichen, z.T. dokumentarisch-analytischen Erinnerung ist jedoch nicht für alle Jahre seit den 1960ern nachweisbar; mit Ausnahme runder Jahrestage weicht der obligatorische Text immer mehr zugunsten einer fotografischen Dokumentation von Veranstaltungen wie etwa Kranzniederlegungen.

Ebenso werden die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges in den untersuchten Zeitungen zusehends miteinander verwoben. Explizit lässt sich das an der Verbindung zweier Daten, dem 10. Mai 1940 und dem 8. Mai 1945, erkennen. Die betreffenden Artikel über Siegesfeiern oder Zusammenkünfte von Verbänden lassen so den Eindruck entstehen, dass die Ereignisse des 10. Mai vor dem Hintergrund der Niederlage Deutschlands 1945 in ihrer Präsenz zurückgedrängt werden. Des Weiteren erhält ab den 1970er Jahren, mit der Erinnerung an den am 9. Mai 1950 bekannt gegebenen Schuman-Plan, die einigende europäische Sichtweise vermehrt Bedeutung. Der generelle Trend eines merklichen Rückgangs in der Quantität der Artikel über den *Fall Gelb* verfestigt sich bis in die 1980er Jahre. Im Gegensatz hierzu steht wiederum der mit dem »Geschichtsboom« (vgl. Macdonald 2013: 3f.; Assmann 2008: 61ff.) zu erklärende Anstieg in den 1990er Jahren, besonders zum 50. Jahrestag, dem 10. Mai 1990.

Die Analyse der Artikel über den 10. Mai 1940 lässt zwei wesentliche Tendenzen erkennen, die für das gesamte Untersuchungsgebiet Geltung haben: Zum einen wird ab den 1960er Jahren an den Überfall nicht mehr jährlich erinnert. Lediglich große Jahrestage geben den Redaktionen Anlass, über die Thematik zu schreiben. Ebenso ändert sich die Platzierung entsprechender Artikel, die sich ab den 1970er Jahren kaum noch auf der ersten Seite finden lassen. Zum anderen sind die Beiträge zu den Jahrestagen differenzierter und analytischer und weisen eine größere Kontextualisierung des Diskussionsgegenstandes, des *Fall Gelb*, auf. Den Zeitungslerner/-innen der Grenzregionen wird demnach ab den 1960er Jah-

**88** | Eigene Übersetzung von: »Histoire de la Guerre 1939-1945 - Il y a aujourd'hui 20 ans.«

**89** | Eigene Übersetzung von: »Quand les Alliés ouvrirent les portes.«

ren zunehmend historisches Faktenwissen in journalistisch aufbereiteter Form vermittelt, während der emotionale Bezug weicht. Nichtsdestoweniger bleibt der Trend selten werdender Artikel über den 10. Mai 1940 in der luxemburgischen Bevölkerung nicht unbemerkt – so finden sich Beschwerden der Leserschaft aus jüngster Zeit über ein befürchtetes Vergessen der Geschichte.<sup>90</sup>

### 5.7.2 ›Grenzverletzer‹ und ›Verletzte‹: Die Repräsentation von Tätern und Opfern in den Printmedien

Beim Vergleich der Zeitungsartikel lassen sich bestimmte wiederkehrende Topoi erkennen. Der *Trierische Volksfreund* blendet in den ersten drei Dekaden nach dem Zweiten Weltkrieg die Thematik des Überfalls auf Luxemburg und die anderen westlichen Nachbarländer aus und betont dagegen mehrfach das Leid der deutschen Bevölkerung während des Bombardements Triers im Winter 1944. Die Grenzverletzung wird somit höchstens in allgemeinen Artikeln über den Zweiten Weltkrieg am Rande thematisiert, die deutschen Leser/-innen werden mit einem Opferbild adressiert, welches das eigene Leiden in den Mittelpunkt stellt.

Die Analyse der Zeitungen des westlichen Teils der untersuchten Grenzregionen verweist v.a. für die ersten zwei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg auf einen deutlichen Kontrast zwischen Tätern<sup>91</sup> und Opfern. Dieser spiegelt sich gerade auch in der Schilderung des Auftretens deutscher Soldaten wider: »Das luxemburgische Volk zitterte und sah mit schüchternen Blicken die ersten ungewohnten grauen Motorradler mit den grausamen Gesichtern unter den abstoßenden Helmen an ihren Häusern vorüberrattern« (Luxemburger Wort 1950: 1).<sup>92</sup> Die Grenzverletzung wird nicht nur als Bruch des Völkerrechts verurteilt, sondern als Einfall mittelloser Hungerleider in ein prosperierendes Land beschrieben: ein »Marsch der Hungrigen ins Schlaraffenland, ein Auszug der ungerufenen ›Habenichtse‹ in die Regionen des Wohlstandes und des Ueberflusses« (ebd.). Plünderung zu Lasten der zivilen Bevölkerung stellt somit, neben dem Verlust eines freien und souveränen Heimatlandes, einen weiteren Aspekt des thematisierten Opferbildes dar. Noch wesentlich stärker wiegen jedoch die Schilderungen der Todesopfer des 10. Mai unter der Zivilbevölkerung und des Schicksals der Zwangsevakuierten aus der Minette-Region. Die beiden letzten Aspekte werden allerdings erst ab den 1960er Jahren vermehrt thematisiert, wohl auch, weil das öffentliche Interesse sowie die

**90** | Exemplarisch wird dies im *Tageblatt* erwähnt, das zwar nicht zum Quellenkorpus zählt, aber dennoch ein wichtiges Medium der Grenzregion darstellt (vgl. *Tageblatt* 2006: 58).

**91** | In dieser Fallstudie wird dann einheitlich das generische Maskulinum verwendet, wenn die Begriffe ›Täter‹, ›Sieger‹ und ›Verlierer‹ theoriegebundene Termini darstellen.

**92** | Innerhalb der luxemburgischen Bevölkerung wird allenfalls mit dem abstrakten und nicht näher erläuterten Begriff »der Verräter« (Luxemburger Wort 1950: 1) eine weitere Gruppe geschaffen, die sich von dem sonst allgegenwärtigen Ausdruck der Kohäsion abgrenzt.

damit verbundene Ausführlichkeit der Artikel dies begünstigt. Weitestgehend unerwähnt bleibt hingegen bis in die 1980er Jahre das Schicksal der jüdischen Bevölkerung Luxemburgs. Die Unterscheidung zwischen Opfern und Tätern wird demnach in den 1950er und 1960er Jahren sehr deutlich gemacht: Der Leserschaft werden – besonders durch die Kontrastierung zum inhumanen und freiheitsraubenden nationalsozialistischen Deutschland – Werte wie Menschlichkeit und Freiheit vermittelt und gleichzeitig auf das eigene Opferbild projiziert.

Dieser weitestgehend klar strukturierte binäre Code zwischen Tätern und Opfern differenziert sich jedoch in den folgenden Jahrzehnten aus: Mit größerem zeitlichem Abstand zum Zweiten Weltkrieg lässt sich nicht nur die Spezifizierung unterschiedlicher Opfergruppen (z.B. »Zwangsrekrutierte«) beobachten, auch die Täterzuschreibungen werden vielfältiger. Die Verallgemeinerung und teilweise Dämonisierung der deutschen Truppen als leid- und todbringende Soldaten bricht auf und wird v.a. in den individuellen Schilderungen durch positivere Äußerungen kontrastiert. Es sei u.a. »dem Verständnis einzelner Wehrmachtsoffiziere« (Luxemburger Wort 1965: 20) zu verdanken gewesen, dass die Evakuierung zu einem guten Ende gebracht werden konnte. Darüber hinaus wird von dem in den 1950er und 1960er Jahren dominierenden Bild Abstand genommen, dass die gesamte luxemburgische Bevölkerung die Invasion als Schrecken empfunden habe. Vertiefend nehmen die Artikel der Folgejahre persönliche Erlebnisse und den unterschiedlichen Umgang der luxemburgischen Staatsbürger/-innen mit dem Besatzer in den Blick. Die Trennung zwischen Täter- und Opferzuschreibungen verläuft in jüngster Vergangenheit somit nicht mehr strikt nach der nationalen Zugehörigkeit.

Dennoch bleibt die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg bis in die Gegenwart in allen Zeitungen eine primär nationale. Die Zeitungen *La Meuse* und *Le Républicain* greifen zwar in ihren luxemburgischen Regionalausgaben verbindende, binationale Themen wie bspw. die luxemburgisch-französische Freundschaft auf, die u.a. dadurch gefestigt wurde, dass Frankreich aus der Minette-Region evakuierte Personen aufnahm. Im Verhältnis zu der auf den vorderen Seiten abgedruckten Berichterstattung über die Feierlichkeiten zum 8. Mai in Paris stellen diese Artikel gleichwohl eine Randnotiz dar. Auf deutscher Seite setzt erst nach den 1980er Jahren die vermehrte Bezugnahme auf das Schicksal der Bevölkerung jenseits von Our, Sauer und Mosel ein. Zuvor ist die Identifikation mit der Täterrolle in Bezug auf den 10. Mai 1940 kaum zu erkennen, da die Artikel nur sehr indirekt über den *Fall Gelb* berichten. Generell lässt sich in den außerhalb Deutschlands publizierten Zeitungsartikeln eine Konzeption der Grenze identifizieren, die die Transgression in den Vordergrund stellt und – v.a. in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg – die Grenze<sup>93</sup> als (moralische) Abgrenzung zu Deutschland bekräftigt.

---

**93** | Die Grenze ist in dieser Form schon in der Konzeption der Fallstudie angelegt: Sie ist durch die Grenzverletzung in geopolitischer Hinsicht allgegenwärtig, ebenso erfolgt die

### 5.7.3 Das aktuelle Erinnern an den Zweiten Weltkrieg

Folgt man der Forschungsposition, dass in der Differenzierung »zwischen Siegern und Besiegten einerseits und Tätern und Opfern andererseits [...] eine unentbehrliche Grundlage für den Vergleich von Nationen und ihren Problemen im Umgang mit ihrer Vergangenheit« (Assmann 2006: 70) besteht, zeigt sich diese Unterscheidung auch für das hier betrachtete Untersuchungsgebiet als fruchtbar: Der Kriegsverlauf des Zweiten Weltkrieges hat in den untersuchten Grenzregionen die Situation geschaffen, dass die Opfer des Einmarsches letztlich zu Siegern wurden. Die Seite der Täter wiederum, das nationalsozialistische Deutschland, wurde zum Besiegten. Diese sich umkehrende Machtposition erhielt, besonders von den 1950er bis in die 1970er Jahre hinein, große Aufmerksamkeit in den Zeitungen: Nicht zuletzt in diesem durch den wandelbaren binären Code ›Opfer/Täter‹ beeinflussten Erinnerungsrahmen positionierten sich Menschen gegenüber den Zuschreibungen. In der Folge soll nun untersucht werden, welche Subjektformen in den Grenzregionen Luxemburgs, Frankreichs, Belgiens und Deutschlands im *aktuellen* Erinnern manifest werden. Dabei werden zwei grundlegende Fragen des aktuellen Erinnerns mithilfe der repräsentativen Befragung in den Fokus gerückt: Im Leben welcher Menschen der untersuchten Grenzregionen spielt die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg eine Rolle und welche soziodemographischen Merkmale haben sie? Und wie positionieren sie sich angesichts der aufgezeigten Zuschreibungen? Ziel ist es, die in den Erinnerungspraktiken artikulierten Identitätskonstruktionen herauszustellen.

Wer erinnert sich an welche Inhalte? Die Beantwortung dieser Frage gibt einen Einblick, in wessen Erinnerung der Zweite Weltkrieg überhaupt eine Rolle spielt. Über die politischen und territorialen Grenzen im Untersuchungsgebiet hinweg sind hier einige Gemeinsamkeiten festzustellen: Am aktiven Gedenken sind meist die über 65-Jährigen interessiert, sie bekunden am häufigsten Interesse an den Gedenkveranstaltungen der Nachbarregionen<sup>94</sup> und bestätigen ebenso am zahlreichsten, dass es wichtig sei, sich an die Zeit des Nationalsozialismus zu erinnern (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung). Diese Erkenntnisse zeugen von der Verbindung zwischen Erinnerungsarbeit und persönlicher Betroffenheit: Eigene Kriegserfahrungen oder das Aufwachsen in einer von der Bewältigung der Kriegsfolgen geprägten Nachkriegszeit führen zu einem Zugang zur Erinnerung, der sich von jenem folgender Generationen unterscheidet, weil nicht nur Tradierung, z.B. mittels Printmedien, sondern vorrangig die eigene Erfahrung in die Erinnerungskonstruktion eingeht.

---

Trennung durch die nationale Ausrichtung der Printmedien sowie die Staffelung der Befragungsergebnisse in nationale Untersuchungsgebiete.

**94** | Eine überraschende Ausnahme bildet Rheinland-Pfalz, wo die 16- bis 24-Jährigen am häufigsten Interesse zeigen.

Außerdem ist eine geschlechtsspezifische Ausprägung des Erinnerens festzustellen, denn Männer zeigen häufiger Interesse am aktiven Erinnern in Form von Gedenkveranstaltungen der Nachbarregionen als Frauen. Darüber hinaus bejahen – betrachtet man das gesamte Untersuchungsgebiet – besonders Universitätsabsolvent/-innen häufig, dass es nötig sei, sich an die Zeit des Nationalsozialismus zu erinnern. Eine mögliche Erklärung hierfür ist, dass durch einen kontinuierlichen Zugang zu Bildungsmaterial über Geschichte im Allgemeinen und den Nationalsozialismus im Besonderen das Deutungswissen dieser Personengruppe besonders umfangreich ist.

Zu den Inhalten der Erinnerung lassen sich zwei Thesen formulieren: Sie richten sich hauptsächlich nach der Opferseite des thematisierten binären Codes, und die in den Zeitungsartikeln aufgezeigte Grenze ist – betrachtet man die Befragungsergebnisse des gesamten Untersuchungsgebiets – allgegenwärtig.

In den deutschen Grensräumen nimmt die Erinnerung an Kriegsfolgen einen besonderen Platz ein. Besonders wach ist die Familienerinnerung an Flucht<sup>95</sup> im Saarland. Auch an den Verlust von Nahestehenden wird im Saarland und in Rheinland-Pfalz am häufigsten erinnert. Ein Blick auf den historischen Hintergrund zeigt hier, dass sich Tradierungen und Erinnerungskonstruktion einerseits sowie real Durchlebtes andererseits nicht diametral verhalten, sondern die Erinnerung – hier in kollektiver Form betrachtet – ein Abbild der historisch belegten Realität zeichnet: Die Bevölkerung des deutschen Grenzlandes war, besonders gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, durch das Kriegsgeschehen stark betroffen, denn »grenznahe Städte wie Aachen, Trier und Saarbrücken sowie ihr Umland [wurden] direkt zum militärischen Kampfgebiet« (Düwell 1997: 97).

Erinnerungen an nationalsozialistische Verfolgung<sup>96</sup> dominieren jenseits der deutschen Grenze: Jeweils fast ein Fünftel der Befragten Luxemburgs und der Grensräume Frankreichs und Belgiens geben an, dass Familienmitglieder in einem Konzentrationslager interniert waren (im Saarland sind dies hingegen 3 % und in Rheinland-Pfalz 6 %). Auch Emigrations- und Exilerfahrungen werden in Luxemburg und den Grensräumen Frankreichs und Belgiens am häufigsten erinnert. Überraschend ist, dass die Befragungsergebnisse für Luxemburg keine herausstechende Erinnerung an die Evakuierungen in der Minette-Region abbilden, die in den Zeitungsartikeln thematisiert wurden.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Teilung des Untersuchungsgebiets durch die im ersten Schritt dieser Fallstudie aufgezeigte Grenze zwischen den deutschen und den westlich angrenzenden Regionen allgegenwärtig ist. Die Erinnerungsinhalte stimmen jedoch nicht gänzlich mit den Inhalten der Zeitungsartikel

**95** | Deportationen wurden in die Fragestellung eingeschlossen: »Mitglieder meiner Familie waren während des Zweiten Weltkriegs betroffen von: Deportation oder Flucht« (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung).

**96** | Gefragt wurde nach KZ-Aufenthalten, Auswanderung und Exil.

überein.<sup>97</sup> Daher lässt sich ein zu den Printmedien gegenläufiger Prozess des Erinnerns erkennen: Die Grenzbewohner/-innen übernehmen demzufolge nicht vorgefertigte Erklärungsansätze und identitäre Zuschreibungen der Zeitungen, vielmehr stellen Subjektivierungen einen wesentlichen Anteil der Subjektkonstitution dar. Die Grenze, die die Befragungsergebnisse zeichnen, trennt hier die verschiedenen durch- und erlebten Kriegsjahre.

Bisher wurde gezeigt, dass individuelle Erinnerungen den Diskursen in den Printmedien vielfach entgegenlaufen, v.a. was die Opfererinnerungen betrifft. Muster des Erstrebenswerten sind in den Zeitungsartikeln stetig auffindbar: Das Opfer als moralischer Sieger ist eine wünschenswerte Tradierung, die allgegenwärtig scheint. Die in dieser Konstellation Mächtigeren haben *per se* ein größeres Interesse, das Vergangene zu vergegenwärtigen als der Täter, dessen Denk- und Handlungsweisen diskreditiert wurden. Es kann aus diesem Grund davon ausgegangen werden, dass sich Erinnerungspraktiken an die impliziten Werte und Deutungsmuster der Opfererinnerung anschließen, während Erinnerungen an Täterschaft nicht einbezogen werden. Aber welche Subjektivierungen werden konkret im Antwortverhalten der Befragten greifbar?

Das Interesse der Befragten aus dem Saarland und Rheinland-Pfalz, an Gedenkveranstaltungen der Nachbarregionen teilzunehmen, ist nur unwesentlich geringer als in den Grenzräumen Belgiens, Frankreichs und Luxemburgs. Die Relevanz des Themas ›Nationalsozialismus‹ für die Gegenwart wird jedoch sehr unterschiedlich eingeschätzt: In Belgien sind 84 % der Befragten der Meinung, dass es nötig sei, sich an die Zeit des Nationalsozialismus zu erinnern, in Luxemburg und Frankreich sind dies 83 % – im Kontrast dazu bekunden in Rheinland-Pfalz nur 68 % und im Saarland 65 % Zustimmung bei dieser Frage. Hier gliedert sich die Zustimmung nach der in den Zeitungen aufgezeigten Grenze, die eine unterschiedliche Aufnahme der Kriegszeit durch die Bewohner/-innen des Untersuchungsgebiets markiert. Direkt nach der Relevanz des Erinnerns befragt, entscheiden sie sich sehr unterschiedlich für die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten der Fragebögen.

Gründe für diese Differenzen können in einer – sehr direkt gestellten – Frage nach Erinnerungen an Täterschaft in der eigenen Familie verdeutlicht werden: Jeweils etwa gleich wenig Befragte aus den untersuchten Grenzräumen erinnern sich daran, dass Familienmitglieder an Exekutionen beteiligt waren. Die Entscheidung, mit der diese Erinnerung geäußert wird, und somit die Subjektivierungs-

---

**97** | Zu beachten ist die Problematik in der inhaltlichen Abgleichung zwischen Tradierung und den Befragungsergebnissen; Zeitungsberichte über den 10. Mai 1940 enthalten nur schwerlich Angaben über NS-Verfolgung. Hier würde es sich anbieten, das Quellenkorpus der Zeitungen thematisch zu erweitern sowie die Befragung nach weiteren soziodemographischen Kriterien auszuwerten.

weise<sup>98</sup> der Befragten wird jedoch unterschiedlich artikuliert: Während 74 bis 78 % der Befragten aus den Grenzräumen Frankreichs, Belgiens und Luxemburgs selbstbewusst mit »nein« antworten (keine Mitglieder der Familie waren an Exekutionen beteiligt) und 15 bis 18 % sich mit »ich weiß es nicht« äußern, bekunden demgegenüber 29 % im Saarland und 23 % in Rheinland-Pfalz ihr Unwissen bei dieser Frage. Was die Erinnerung an Täterschaft in der eigenen Familie betrifft, sind die Befragten der deutschen Grenzräume also vorsichtiger in ihren Äußerungen. Diese Vorsicht kann zum einen aus Scham und Verdrängung resultieren, zum anderen aber auch aus Unwissenheit, weil das Thema in Familienerzählungen keinen Platz einnimmt. Beide Erklärungsansätze weisen dennoch auf eine unterschiedliche Verarbeitung dieser Erinnerungen in den Grenzräumen hin: Die Beobachtung der auf deutscher Seite zwar klar geäußerten Opfererinnerungen bei gleichzeitig diffuseren Erinnerungen an Täterschaft kann davon zeugen, dass sich verschiedene Codes überlappen. So wurde die Täterzuschreibung, die in den grenznahen Zeitungen Belgiens, Frankreichs und Luxemburgs praktiziert wurde, von vielen Deutschen nicht übernommen. Nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte in der Bundesrepublik vielmehr »über viele Jahre eine Verdrängungshaltung vor, die sich als ›Selbstviktimisierung‹ bezeichnen lässt und die die eigene Täterschaft hinter der Selbstwahrnehmung als Opfer brauner Verführung, angloamerikanischer Bombardierung und sowjetischer Siegerwillkür zurücktreten ließ« (Sabrow 2006: 134). Subjektivierungsweisen und die Art »wie Individuen von Diskursen als ›Subjekte‹ adressiert werden« (Bührmann/Schneider 2007) unterschieden sich also im deutschen Fall. In Luxemburg adressierten die Medien dagegen Subjektivationen, die in ihren Opferzuschreibungen unproblematischer in Subjektivierungen integrierbar waren. Auf den zwei Seiten der aufgezeigten Grenze lagen demnach verschiedene Deutungen der Opferstellung vor, die auf der deutschen Seite in stärkerem Maße durch Unklarheiten in der eigenen (Familien-)Biographie beeinflusst wurden. Diese Unklarheiten lassen sich heute im Antwortverhalten der Befragten ausmachen.

Dass Erinnerungen relevant für das Geschichtsverständnis sind, wird durch eine Verbindung im Gedächtnis der Befragten bestätigt: Kreuztabellierungen haben ergeben, dass Menschen mit Opfererinnerungen besonders häufig der Ansicht sind, dass die Großregion eine gemeinsame Geschichte hat. Diese Verbindung ist bei Menschen mit Erinnerungen an Täterschaft in der eigenen Familie nicht zu erkennen.<sup>99</sup> Hier ist also ein Zusammenhang zwischen Erinnern und aktueller Positionierung zum Untersuchungsgebiet festzustellen.

**98** | Als ›Subjektivierungsweise‹ soll hier die »Selbstdeutung, das Selbsterleben und die Selbstwahrnehmung der Individuen und damit ihr Selbstverständnis im Sinne der ›eigenen‹ Identität‹ bezeichnet werden (Bührmann/Schneider 2007).

**99** | Die empirische Datenbasis ist aufgrund der wenigen erfassten Erinnerungen an Täter/-innen jedoch schmal: Nur 67 der 2.279 Befragten geben an, dass Mitglieder der Familie an Exekutionen beteiligt waren und 102 Befragte erinnern sich daran, dass Familienangehörige an Plünderungen beteiligt waren.

### 5.7.4 Fazit

Es wurde gezeigt, dass Erinnerungspraktiken in den Grenzregionen Luxemburgs, Frankreichs, Belgiens und Deutschlands verschiedene Ausprägungen haben. Das vorgestellte Quellenkorpus bietet indes die Möglichkeit, vielfältige weitere Ausdifferenzierungen vorzunehmen. Dies ist v.a. in Hinblick auf die hier durchgeführte *en-bloc*-Behandlung Luxemburgs, Frankreichs und Belgiens wünschenswert. Der in dieser Fallstudie gewählte Zugang stellt somit eine von vielen Möglichkeiten dar, Identitäten in den Grenzräumen auf die Erinnerung bezogen zu fassen.

Die Auswertung der Zeitungsartikel hat die Verschiedenartigkeit des Kriegserlebens gezeigt, die Rheinland-Pfalz und das Saarland von den westlichen Untersuchungsregionen trennen. In Luxemburg ist die Grenzverletzung des 10. Mai 1940 fest in die Erinnerung eingeschrieben, in den französischen und belgischen Grenzräumen wird sie weniger intensiv, aber auf ähnliche Weise thematisiert. Die Grenze wurde mit Hilfe der Befragung auch im heutigen Erinnern in Subjektivierungsweisen sichtbar; sie teilt somit nicht nur die mediale Erinnerung an unterschiedlich erlebte Kriegsjahre, sondern auch die Orientierung an verschiedenen »Subjektmodellen« (Reckwitz 2008: 139): In der erinnerten Opfer(dar)stellung können sich zwar die Befragten aller untersuchten Gebiete wiederfinden, in der heiklen Frage nach Erinnerungen an Täterschaft in der Familie treten jedoch Unschärfen in der Subjektkonstitution zu Tage. Diese äußern sich besonders auf der deutschen Seite der Grenze; die eingangs erwähnte emotionale Dissonanz sowie moralische Dilemmata der Nachgeborenen (vgl. Assmann 2006: 159) bilden sich hier besonders deutlich heraus.

Es wurde weiterhin dargestellt, dass die Opfererinnerung innerhalb des binären Codes »Opfer/Täter« dominant ist, sie definiert kulturell erwünschte Subjektmodelle. Dies bedeutet, dass in den untersuchten Artikeln v.a. die mit der Opferseite verbundenen Werthaltungen hervorgehoben werden: Freiheit, Unabhängigkeit und Humanität werden implizit als Charakteristika des Opfers (und damit letztlich des Siegers) vermittelt. Die Verarbeitung dieser Zuschreibungen im Spannungsfeld zwischen sich stets verändernden öffentlichen Deutungen der Vergangenheit, Gruppenerinnerungen und Subjektivierungsweisen nimmt immer wieder neue Formen an.

Die Grenzlage hat sich in dieser Fallstudie als das Besondere des Untersuchungsgebiets erwiesen: Zwangsläufig spielt im Alltagsleben nicht nur die eigene Erinnerung eine Rolle, sondern eben auch die Sicht *auf* die Nachbarregionen und die *der* Nachbar/-innen. Erst durch die Kontrastierung der Grenzräume konnten verschiedene Subjektivierungsweisen herausgestellt werden. Besonders die Zeitungsartikel haben gezeigt, in welchem Maße die Sicht auf die »Anderen« und die eigene Rolle Veränderungen unterliegen können – ein Ergebnis, das einmal mehr auf die Unbeständigkeit von Identitätswürfen hindeutet.

## Quellen

- La Meuse (1952), VELA: »10 Mai. Mir Letzeburger önnner ons«, Ausgabe vom 10.5., S. 2.
- La Meuse (1960a), o.A.: »Histoire de la guerre 1939-1945. 10 mai 1940«, Ausgabe vom 10.5., S. 4.
- La Meuse (1960b), o.A.: »Histoire de la guerre 1939-1945«, Ausgabe vom 11.5., S. 5.
- Le Républicain Lorrain (1965), o.A.: »Quand les Alliés ouvrirent les portes«, Ausgabe vom 2.5., S. 18.
- Luxemburger Wort (1950), o.A.: »Erinnerung«, Ausgabe vom 10.5., S. 1.
- Luxemburger Wort (1965), Jacoby, Al: »Das Generalkommissariat für Evakuierte«, Ausgabe vom 8.5., S. 20.
- Tageblatt (2006), Faber, M.: »Ne pas oublier le 10 mai 1940«, Ausgabe vom 30.5., S. 58.

## 5.8 BEYOND LUXEMBOURG. RAUM- UND IDENTITÄTSKONSTRUKTIONEN IM KONTEXT GRENZÜBERSCHREITENDER WOHNMIGRATION

*Christian Wille, Gregor Schnuer und Elisabeth Boesen*

Diese Fallstudie widmet sich der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Raum- und Identitätskonstruktionen in Luxemburg und den umliegenden Grensräumen. Besondere Beachtung finden dabei grenzüberschreitende Wohnmigrant/-innen, genauer gesagt, Personen, die aus Luxemburg in die angrenzenden Grensräume gezogen sind. Diese Gruppe wird hinsichtlich ihrer raum- und gruppenbezogenen Einstellungen und Praktiken mit anderen Personengruppen in Luxemburg und im Grenzraum verglichen. Daneben fungiert sie als Referenzkategorie in dem Sinne, dass die Einstellungen der Befragten zum Phänomen der Wohnmigration Aufschluss über ihre Selbstpositionierungen und gruppenbezogenen Identitätskonstruktionen geben.

Der Zustrom der Wohnmigrant/-innen aus Luxemburg hält seit etwa zehn Jahren an und bringt für die grenznahen Gemeinden z.T. bedeutende strukturelle Veränderungen mit sich.<sup>100</sup> Diese Entwicklung ist in erster Linie auf die im Vergleich mit Luxemburg niedrigen Boden- und Immobilienpreise im deutschen, französischen und belgischen Grenzraum zurückzuführen. Zur Gruppe

---

**100** | Exemplarisch kann die rheinland-pfälzische Gemeinde Wincheringen genannt werden, die heute einen Ausländeranteil von 23 % aufweist (im Jahr 2000 waren es 4 %) und 33 Nationalitäten zählt (vgl. Schnuer/Boesen/Wille 2013). Für das Saarland ist die Gemeinde Perl zu nennen, in der die Zahl der aus Luxemburg stammenden Einwohner/-innen zwischen 1990 und 2010 von 55 auf 1.272 gestiegen ist (vgl. Nienaber/Kriszan 2013: 5).

der Wohnmigrant/-innen liegen nur vereinzelte und unvollständige<sup>101</sup> statistische Informationen vor, so dass Aussagen über ihr Aufkommen im Untersuchungsgebiet nur eingeschränkt möglich sind. Festhalten lässt sich aber, dass es seit Anfang der 2000er Jahre einen deutlichen Zuwachs an Wohnmigrant/-innen gegeben hat und dass die beiden deutschen Bundesländer Saarland und Rheinland-Pfalz inzwischen zu bevorzugten Zielregionen geworden sind. Außerdem handelt es sich bei der überwiegenden Mehrzahl der Wohnmigrant/-innen um Personen, die in Luxemburg erwerbstätig sind, die also durch den Umzug zu Grenzgänger/-innen werden. Ein drittes Charakteristikum der Gruppe, die sie von Wohnmigrant/-innen anderer europäischer Grenzräume unterscheidet, besteht in ihrer enormen Heterogenität hinsichtlich der nationalen und sozio-kulturellen Zugehörigkeit.<sup>102</sup>

Neben dieser relativ rezenten Form der Grenzüberschreitung spielen die Grenzgängerströme nach Luxemburg spätestens seit den 1980er Jahren in den Grenzräumen eine immer größere Rolle, so dass deren sonstige Wohnbevölkerung ebenfalls in bedeutendem Maße mobil ist. Aktuell pendeln ca. 155.000 Personen aus den angrenzenden Regionen täglich nach Luxemburg an ihren Arbeitsplatz (vgl. IBA 2013: 81ff.). Unter ihnen befinden sich zunehmend auch atypische Grenzgänger/-innen, d.h. Wohnmigrant/-innen, die nach dem Wegzug aus Luxemburg weiterhin dort arbeiten. Die vorliegenden Auswertungen statistischer Daten zu atypischen Grenzgänger/-innen, die den Zeitraum von 2001 bis 2007 (vgl. Brosius/Carpentier 2010) bzw. das Jahr 2011 (vgl. IBA 2013: 120ff.) berücksichtigen, zeigen nicht nur, dass die Zahl der atypischen Grenzgänger/-innen deutlich gestiegen ist, sondern geben auch ersten Aufschluss über die Zusammensetzung der Gruppe der Wohnmigrant/-innen. Das Gros (57 %) setzte sich aus französischen, belgischen und in geringerem Maße deutschen Staatsbürger/-innen zusammen; Personen also, für die der Wegzug aus Luxemburg in der Regel die Rückkehr ins Herkunftsland bedeutete. Eine weitere Gruppe (10 %) bildeten Personen portugiesischer Nationalität, und schließlich war ca. ein Viertel der atypischen Grenzgänger/-innen luxemburgischer Nationalität (im Jahr 2011 genau 3.446 Personen).

Neben der Mobilität in Verbindung mit Wohnen und Arbeiten ist, wie u.a. die Ergebnisse unserer Untersuchung zeigen (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung), auch im sonstigen Alltag eine hohe grenzüberschreitende Mobilität im Untersuchungsgebiet auszumachen. So geben von

**101** | Die amtlichen Statistiken – sofern verfügbar – bilden die tatsächliche Entwicklung des Phänomens nicht vollständig ab, da die Zahl derer erheblich ist, die umziehen und ihren angestammten Wohnsitz in Luxemburg beibehalten.

**102** | Z.B. Personen luxemburgischer Herkunft, Angehörige verschiedener Gruppen klassischer Arbeitsmigrant/-innen (besonders Familien portugiesischer Herkunft) sowie Repräsentant/-innen der hochmobilen internationalen Eliten (Finanzwesen, europäische Institutionen).

den befragten Personen im gesamten Untersuchungsgebiet 76 % an, mehr oder weniger regelmäßig mindestens eine Alltagsaktivität (außer Erwerbsarbeit) in einem angrenzenden Land auszuüben.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen und angesichts der beschriebenen Heterogenität stellt der betrachtete Grenzraum einen geeigneten Fall zur Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen auf Subjektebene dar. Unsere Ausgangsüberlegung ist, dass Raum- und Identitätskonzepte, die nationale Grenzen bzw. eindeutige Wir/Andere-Kategorien zur Voraussetzung haben, hier zu kurz greifen. Die Auffassung von Identität und Differenz, die in der Mehrzahl der empirischen Arbeiten im Kontext der Grenze vertreten wird, geht von einer binären Strukturiertheit von Identitätskonstruktionen aus (vgl. Bürkner 2011). Diese Betrachtungsweise vermag die Lebenswirklichkeiten im untersuchten Grenzraum jedoch nur unzureichend zu erfassen. Hier hat man es, so die These, in mehrfacher Hinsicht mit einer fortschreitenden Auflösung von klaren Gruppenstrukturen zu tun, wobei die Gruppe der Wohnmigrant/-innen binäre Identitätsvorstellungen in besonderem Maße infrage stellt. Dies impliziert die Frage, inwiefern die für den Untersuchungskontext ›Grenzraum‹ konstitutiven geopolitischen Gliederungen als Wahrnehmungs- und Identifikationskategorien weiterhin relevant sind. Zu untersuchen ist, welche Raum- und Identitätskonstruktionen in den durch Wohnmigration und andere Mobilitätserscheinungen geprägten sozialen Prozessen entstehen und inwiefern durch sie nationale und binär verfasste Konzepte überwunden werden.

Die Fallstudie versucht der besonderen Komplexität des Grenzraumes gerecht zu werden, indem sie sich nicht auf vorgegebene nationale Kategorien stützt, sondern verschiedene alltagskulturelle Dimensionen der Differenzierung berücksichtigt. Zum einen wird zwischen Wohnmigrant/-innen aus Luxemburg und ansässiger Bevölkerung im Grenzraum sowie in Luxemburg unterschieden, wobei sich die Gruppe der Ansässigen in Autochthone<sup>103</sup> und Zugezogene aus dem In- und Ausland unterteilt. Zum anderen werden Grenzgänger/-innen als distinkte soziale Gruppe betrachtet. Darüber hinaus wird versucht, die territoriale und die soziale Dimension von Räumen als miteinander verknüpft zu verstehen und ihr Zusammenwirken in Prozessen der Identitätskonstruktion zu untersuchen. Gemäß der in diesem Kapitel insgesamt eingenommenen praxistheoretischen Perspektive verstehen wir Identitätskonstruktionen als Subjektconstitutionen, die sich im Spannungsfeld von Subjektivationen und Subjektivierungen vollziehen. Auf der Grundlage von empirischen Daten befassen wir uns im Besonderen mit der Frage, ob die genannten mobilen Praktiken Subjektivierungsweisen beeinflussen.

### 5.8.1 Raumbezogene Identitäten

Die Untersuchung von raumbezogenen Identitäten erfolgt über zwei komplementäre Zugänge (vgl. Sonntag 2013: 46ff. sowie Abschnitt 2.3 in diesem Band). Zum einen werden innerhalb der verschiedenen Personengruppen Identifizierungen *mit* Räumen untersucht, wobei es in erster Linie um Zugehörigkeit zu einer grenzüberschreitenden Region geht. Zum anderen sollen Identifikationen *von* Räumen ermittelt werden, indem raumbezogene Repräsentationen einer grenzüberschreitenden Region aufgedeckt werden. Beide Zugänge geben Aufschluss über Sinndeutungen und -zuschreibungen und behandeln jeweils unterschiedliche Aspekte von sozialen Praktiken. Untersucht wird einerseits, in welchem Zusammenhang soziale Praktiken mit der Zugehörigkeit zu einer Grenzregion stehen und andererseits, welche raumgenerierenden Diskurse und Erfahrungen sich in raumbezogenen Repräsentationen widerspiegeln.

Die Einwohner/-innen des Untersuchungsraums wurden in einem ersten Schritt befragt, inwiefern sie sich unterschiedlichen räumlichen Einheiten zugehörig fühlen. Zu diesen Einheiten zählte auch die grenzüberschreitende Ebene der Großregion SaarLorLux (vgl. Wille 2012: 106ff.). Die Ergebnisse der quantitativen Untersuchung zeigen, dass die Mehrheit der insgesamt Befragten sich dem jeweiligen Wohn- und Herkunftsland zugehörig fühlt (85 bzw. 81 %), wobei v.a. die Einwohner/-innen Luxemburgs, das einen Ausländeranteil von 43 % aufweist, zwischen Wohn- und Herkunftsland unterscheiden (93 bzw. 82 %). Mit der Großregion hingegen identifiziert sich lediglich ein gutes Drittel der Befragten (35 %), und diese Zugehörigkeit geht häufiger mit einem Zugehörigkeitsgefühl zum Wohnland einher als im umgekehrten Fall. Dies deutet darauf hin, dass die Identifizierungen mit der grenzüberschreitenden Ebene nicht als Ausdruck einer allgemeinen kosmopolitischen Einstellung anzusehen ist, sondern als ein Korrelat anderer, z.T. lokaler Bindungen und entsprechender räumlicher Aneignungsprozesse. Der Vergleich der nationalen bzw. regionalen Gruppen zeigt weiter deutliche Unterschiede hinsichtlich der Identifizierung mit der grenzüberschreitenden Ebene. Eine auffallend hohe Identifizierung mit der Großregion findet sich unter den Befragten aus dem Saarland (63 %); mit 44 % liegt die Luxemburger Wohnbevölkerung noch über dem Durchschnitt; unter den Einwohner/-innen Lothringens fühlen sich nur 33 % zugehörig, gefolgt von 27 % in Rheinland-Pfalz und schließlich 14 % in Wallonien.

Die nähere Betrachtung der verschiedenen Teilpopulationen im Grenzraum zeigt, dass die Identifizierung mit der Großregion bei den befragten Grenzgänger/-innen besonders ausgeprägt ist (47 %). Die Wohnmigrant/-innen<sup>104</sup> aus Luxemburg sowie die Autochthonen identifizieren sich ebenfalls zu einem relativ hohen Teil mit der grenzüberschreitenden Ebene (41 % bzw. 35 %), während das

**104** | Anzumerken ist, dass die Gruppe der befragten Wohnmigrant/-innen (n=56) zwar eine nur schmale empirische Basis bildet, aber dennoch Aussagen zu den hier behandelten Fragestellungen erlaubt.

Zugehörigkeitsempfinden zur Großregion bei den nicht aus Luxemburg Zugezogenen auffällig niedrig liegt (aus dem Inland: 25 %, aus dem Ausland: 26 %). Hier bestätigt sich, dass die grenzüberschreitende Ebene v.a. für Personen mit ausgeprägter lokaler Zugehörigkeit und für solche, die im Grenzraum mobil sind, identitätsrelevant ist. Dieser Zusammenhang zwischen großregionaler Zugehörigkeit, lokaler Zugehörigkeit und der Alltagserfahrung der Grenzüberschreitung tritt noch stärker hervor, wenn weitere Merkmale der Befragten einbezogen werden. Die statistische Auswertung der quantitativen Daten ergibt für das gesamte Untersuchungsgebiet einen deutlichen Zusammenhang zwischen dem Grad der Identifizierung mit der Großregion und der grenzüberschreitenden Ausführung von alltäglichen Praktiken, dem grenzüberschreitenden Informationsverhalten (sich informieren über Tagesaktualität) sowie dem Vorhandensein von Beziehungen zu Freund/-innen und Arbeitskolleg/-innen in angrenzenden Regionen.

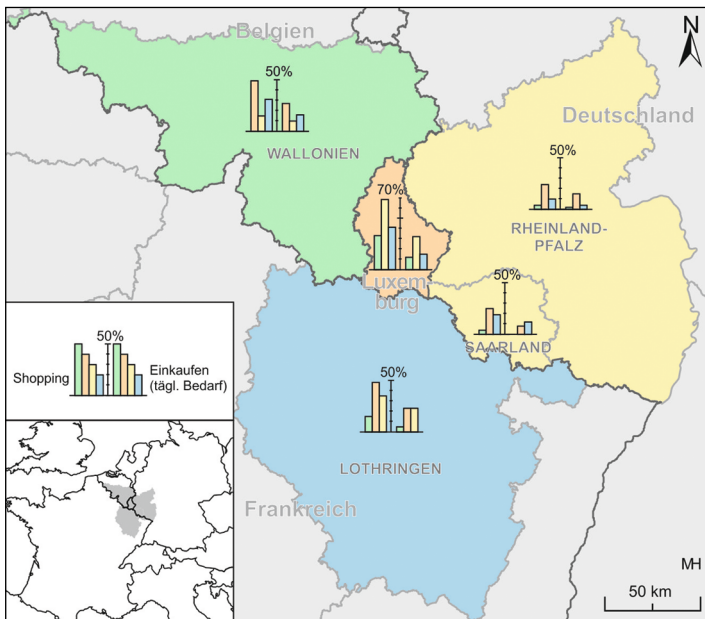


Abbildung 1: Grenzüberschreitende Alltagspraktiken am Beispiel von Shopping und Einkaufen (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung) (Entwurf: Christian Wille, Umsetzung: Malte Helfer). Lesebeispiel: 69 % der Befragten in Luxemburg shoppen mehr oder weniger regelmäßig im angrenzenden Deutschland.

Die am häufigsten »mehr oder weniger regelmäßig« grenzüberschreitend ausgeführten Praktiken sind der Einkauf für den täglichen Bedarf und das Shoppen (vgl. Abb. 1), die Erholung im Grünen sowie der Besuch von kulturellen Veranstaltungen und von Freund/-innen. Außerdem gibt gut die Hälfte (53 %) aller

Befragten an, sich regelmäßig über die Tagesaktualität im angrenzenden Ausland zu informieren. Besonders ausgeprägt ist dieses grenzüberschreitende Informationsverhalten bei den Einwohner/-innen Luxemburgs (61 %) und bei den Einwohner/-innen der frankophonen Regionen (Lothringen: 51 %, Wallonien: 59 %) sowie bei den Wohnmigrant/-innen aus Luxemburg (70 %).

Die bisher diskutierten Zusammenhänge zwischen räumlichen Identifizierungen und anderen Merkmalen geben Aufschluss über Identifizierungen *mit* Räumen. In einem weiteren Schritt sollen Identitäten *von* Räumen, genauer, von der politisch-administrativen Raumkonstruktion ›Großregion‹ untersucht werden, um zu verstehen, wie diese repräsentiert wird. In Interviews wurde ermittelt, ob der Begriff ›Großregion‹ den Interviewpartner/-innen bekannt ist, und wenn ja, was sie mit ihm verbinden. Nahezu alle Gesprächspartner/-innen geben an, mit dem Begriff (vgl. weiterführend Wille 2009) vertraut zu sein, und thematisieren folgende Erfahrungsdimensionen.

Ein Großteil der Befragten versucht zunächst, den *geographischen Zuschnitt* der Großregion zu umreißen. Dabei wird das Konzept mit unterschiedlichen Maßstabsebenen (national, regional, kommunal) in Verbindung gebracht, wobei besonders häufig die Länder Luxemburg, Frankreich und Deutschland, die Regionen *Province de Luxembourg*, Saarland, Rheinland-Pfalz und die Städte Trier, Saarbrücken und Arlon genannt werden. Ebenfalls thematisiert wird der Begriff ›SaarLorLux‹, d.h. die ursprüngliche Bezeichnung des grenzüberschreitenden Kooperationsgebiets, womit die industrielle Vergangenheit des Grenzraums und der erweiterte geopolitische Zuschnitt (vgl. Wille 2012: 120ff.) angesprochen werden. Daneben treffen die Befragten weitaus weniger spezifische Aussagen, wenn sie »die Städte um Luxemburg herum«, »alles im Umkreis von 100 km um Luxemburg« oder »ein bisschen Deutschland, ein bisschen Frankreich und ein bisschen Belgien« zur Großregion zählen. Festhalten lässt sich, dass die Befragten zwar von einer räumlichen Einheit ausgehen, deren Repräsentationen jedoch nicht dem Zuschnitt des politischen Kooperationsgebiets entsprechen, sondern einem für die grenzüberschreitenden Alltagserfahrungen der Befragten vermutlich eher relevanten Kernraum der Großregion.

Daneben sind einige der Befragten in Luxemburg über die *Medien* mit dem Begriff ›Großregion‹ vertraut. So wird bspw. ein Radiosender erwähnt, der betont, für die Großregion zu senden. Außerdem wird auf die Gratiszeitungen hingewiesen, die im Großherzogtum und in den unmittelbar angrenzenden Ortschaften ausliegen, und in denen »man immer wieder von Großregion liest« (vgl. auch Abschnitt 4.2). Schließlich wird der Begriff mit einem grenzüberschreitenden Kulturprojekt in Verbindung gebracht; Luxemburg und die Großregion waren im Jahr 2007 Standort der Kulturhauptstadt Europas, was sich auch im Namen des Großereignisses widerspiegelte: *Luxemburg und Großregion, Kulturhauptstadt Europas 2007*. Aus Sicht des Marketings kam es damals darauf an, »Luxemburg im Kontext der Großregion im Sinne eines Zuschreibungsprozesses zu markie-

ren« und der Region eine »(groß-)regionale Identität« (Reddeker 2010: 196f.) zu verleihen.

Einige der Befragten verbinden ›Großregion‹ ferner mit der europäischen und/oder regionalpolitischen Zusammenarbeit, wobei keine Gremien der politischen Kooperation (vgl. Wille 2012: 119ff.) namentlich genannt, sondern konkrete Veränderungen – der Abbau von Personenkontrollen, die Freizügigkeit von Personen und Waren – angesprochen werden. Besonders hervorgehoben werden, »dass vieles einfacher geworden ist« sowie die »Leichtigkeit«, mit der die Grenzen heute überwunden werden können. ›Großregion‹ wird in diesem Zusammenhang auch mit dem Aussöhnungsprozess nach dem Zweiten Weltkrieg verbunden. Die Befragten verstehen unter ›Großregion‹ demnach insbesondere die Ergebnisse der institutionellen grenzüberschreitenden Zusammenarbeit, die im Alltag erfahrbar werden.

Ein weiterer mit Blick auf die ›Großregion‹ häufig thematisierter Themenkomplex ist die *Grenzgängerbeschäftigung in Luxemburg*. So betonen die Befragten in Luxemburg, dass das Großherzogtum »wegen der Grenzgänger« auf die Großregion angewiesen sei. Umgekehrt wird Luxemburg von den Bewohner/-innen des umliegenden Grenzraums als Arbeitgeber Nummer eins beschrieben oder als eine wirtschaftliche Triebkraft, die weit in die Nachbarregionen hineinwirkt. Die Grenzgänger/-innen unter den Befragten verbinden ›Großregion‹ v.a. mit dem grenzüberschreitenden Pendeln, mit der geographischen Verteilung ihres Kolleg/-innenkreises und mit den Vorteilen der Grenzgängerbeschäftigung.

Schließlich verbinden viele Befragte mit ›Großregion‹ die Möglichkeit, »schnell in einem anderen Land zu sein«. Dabei berichten sie von *grenzüberschreitenden Alltagspraktiken*, und zwar v.a. vom gezielten Einkauf besonders günstiger Produkte (Kraftstoff, Tabak, Kaffee, Alkohol) in Luxemburg und mit Blick auf den Grenzraum vom allgemeinen grenzüberschreitenden Einkaufen bzw. Shoppen, daneben aber auch von Wohnmigration und Besuchen bei Freund/-innen und Bekannten.

Festhalten lässt sich, dass bei der Identifikation von ›Großregion‹ unterschiedliche alltagskulturelle Dimensionen zusammenwirken. Einerseits ergeben die Versuche, die Großregion über geopolitische Kategorien abzubilden, das diffuse Bild eines grenzüberschreitenden Raums; ›Großregion‹ wird als eine variable räumliche Einheit von Städten, Regionen und Ländern identifiziert. Diese Grenzziehungen scheinen z.T. von medialen Repräsentationen und politisch-administrativen Diskursen geprägt zu sein. Andererseits aber wird deutlich, dass die Repräsentation von ›Großregion‹ v.a. mit den grenzüberschreitenden mobilen Praktiken der Interviewpartner/-innen und insofern auch mit den Ergebnissen der politisch-institutionellen Kooperation in Zusammenhang steht.

Insgesamt war festzustellen, dass bei den Befragten die Identifizierung mit der grenzüberschreitenden Ebene zwar vergleichsweise schwach ausfällt, die Identifikation von Großregion jedoch eine stark ausgeprägte Repräsentation der grenzüberschreitenden Raumeinheit widerspiegelt, die sich nur ansatzweise an

geopolitischen Kategorien und noch weniger am tatsächlichen Mandatsgebiet der großregionalen Kooperationsgremien orientiert. Für die Befragten weitaus relevanter scheint die Erfahrung der Grenzüberschreitung im Zuge von alltäglichen Praktiken zu sein. Dieses Ergebnis legt die Annahme nahe, dass die Mehrheit der Befragten zwar ein »*Doing Grande Région*« (Wille 2010) betreibt, aber mit dem politisch-administrativem Konzept ›Großregion‹ wenig anzufangen weiß.

Im Hinblick auf die Frage nach den räumlichen Aspekten von Subjektivierungsprozessen lässt sich vorerst festhalten, dass Raum sich in beiderlei Hinsicht – Identifizierung *von* und *mit* – in erster Linie als eine Kategorie alltagskultureller (und lokalisierter) Erfahrung erweist. Die Identifizierung mit der Großregion korreliert, wie deutlich wurde, einerseits mit der Bindung an den Wohnort und andererseits mit grenzüberschreitenden Alltagspraktiken (Konsum, Information, soziale Kontakte). Die Repräsentationen der Großregion erfolgen nicht zuletzt durch Rekurs auf diese konkreten mobilen Praktiken. Zwar sind Unterschiede zwischen den betrachteten Gruppen sowie – z.T. große – Differenzen zwischen den verglichenen regionalen Einheiten auszumachen, an dem grundlegenden Befund ändern diese jedoch nichts.

### 5.8.2 Gruppenbezogene Identitäten

Die bisherigen Ergebnisse legen den Schluss nahe, dass eine generelle Tendenz zur Identifizierung *von* und *mit* der Großregion besteht und diese mit der Intensivierung grenzüberschreitender Praktiken und Erfahrungen steigt. In einem weiteren Schritt wollen wir das Verhältnis von Raum- und Identitätskonstruktionen auf eine andere Weise beleuchten, indem wir uns, wie angekündigt, der Gruppe der Wohnmigrant/-innen und damit einer dritten Form des Identifizierens zuwenden; nach identifizieren *mit* und *von* interessiert uns im Hinblick auf diese Gruppe v.a. das *being identified* (vgl. Graumann 1983). Das Phänomen der grenzüberschreitenden Wohnmigration verspricht, so unser Argument, in besonderem Maße Einsichten, wenn es um die Klärung raumgebundener Identitätskonstruktionen geht. Wohnen unterscheidet sich von anderen grenzüberschreitenden Praktiken (z.B. Arbeiten, Konsumieren, Kontakte-Pflegen usw.) insofern, als mit der Niederlassung an einem Ort ein Prozess einsetzt, der zumeist in eine Identifizierung mündet, die von umfassenderer Natur ist als bei den genannten Praktiken. Der Ort wird zu einem Bestandteil der eigenen Identität (vgl. Weichhart 1990). Zugleich aber wird der Ort umgekehrt mit seinen Bewohner/-innen identifiziert, d.h. der Zuzug neuer Bewohner/-innen kann den ›Charakter‹ eines Ortes, einer Nachbarschaft oder eines gesamten Dorfes verändern. Es stellt sich also die Frage, ob bzw. in welchem Grade diese Identifizierungsprozesse im Falle der grenzüberschreitenden Wohnmigrant/-innen wirksam sind. Wie eingangs erwähnt, betrachten wir die Gruppe der Wohnmigrant/-innen im vorliegenden Zusammenhang als eine Referenzkategorie. Wir interessieren uns für die Wahrnehmungen, die von den Wohnmigrant/-innen und insbesondere von deren Be-

ziehung zum neuen Wohnort existieren, insofern sie Aufschluss über Identifikationsprozesse in den Grenzregionen und in der Großregion insgesamt geben.

Die aus Luxemburg zugezogenen Grenzraumbewohner/-innen, die in einigen Gemeinden inzwischen über 20 % der Bevölkerung ausmachen, stellen eine sehr heterogene Gruppe dar, und zwar nicht nur hinsichtlich der Nationalität und der sozio-ökonomischen Profile, sondern auch, was die Familienstrukturen betrifft, wenngleich hier ein deutliches Übergewicht junger Ehepaare, die erstes Wohneigentum erwerben, zu beobachten ist (vgl. Brosius/Carpentier 2010: 26). Die Gruppe der Wohnmigrant/-innen lässt sich auch aufgrund dieser Vielgestaltigkeit nur schwer »auf einen Nenner bringen«, und entsprechend komplex sind vermutlich die in Frage stehenden Wahrnehmungen und Identifizierungsvorgänge.

Um Meinungsbilder über Wohnmigrant/-innen zu erheben, wurden zwölf Aussagen über »Personen, die aus Luxemburg in die Nachbarregion ziehen« formuliert (vgl. Tab. 1), zu denen die Befragten auf einer 4er-Skala Stellung nehmen konnten. Bei der statistischen Analyse konzentrierten wir uns auf die Personen der Stichprobe, bei denen wir einen alltäglichen Bezug zum Phänomen der Wohnmigration annehmen durften, d.h. auf Personen, die nicht weiter als 40 km von der luxemburgischen Grenze entfernt wohnen (n=1.319). Unberücksichtigt blieben Personen, die keine Aussagen zum Phänomen Wohnmigration machen wollten oder konnten.

Meinungsaspekte	Aussagen Diese Personen, die umziehen ...	Luxemburger Wohnbevölkerung (Zustimmung in %)	Grenzraum- bewohner/-innen (Zustimmung in %)
Finanzen	... können sich das Wohnen in Luxemburg nicht leisten.	89	73
	... denen geht's vor allem ums Geld.	95	82
	... sollten ihr Geld besser in Luxemburg investieren.	64	39
	... treiben die Preise in die Höhe.	63	59

Meinungsaspekte	Aussagen Diese Personen, die umziehen ...	Luxemburger Wohnbevölkerung (Zustimmung in %)	Grenzraum- bewohner/-innen (Zustimmung in %)
Lebensqualität	... haben insgesamt mehr Lebensqualität.	39	63
	... wollen das Beste für ihre Familie.	78	83
Nationale Zugehörigkeit	... fühlen sich in Luxemburg nicht mehr zuhause.	33	35
	... sind keine echten Luxemburger.	27	32
Integration	... sind nur zum Schlafen zuhause.	59	51
	... werden nie zu echten Einheimischen.	60	43
	... bleiben unter sich.	52	46
	... nehmen gerne am Dorfleben am neuen Wohnort teil.	46	60

*Tabelle 1: Aussagen und Meinungsaspekte zu Wohnmigrant/-innen (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)*

Wie Tab. 1 zeigt, existiert ein Unterschied zwischen den Bewohner/-innen der untersuchten Teilgebiete hinsichtlich der Wahrnehmung von Wohnmigration. Um diesen Unterschied auf Signifikanz und auf Einflüsse anderer relevanter Variablen zu prüfen, wurden logistische Regressionen, die verschiedene mögliche Einflussvariablen berücksichtigen, durchgeführt. Diese Variablen beziehen sich auf demographische und sozio-ökonomische Merkmale sowie auf Zugehörigkeitsempfinden und grenzüberschreitendes Handeln.<sup>105</sup> Mithilfe dieses Verfah-

**105** | In der Analyse berücksichtigte Variablen: Wohnland (Luxemburg/Grenzraum); Autochthon/Zugezogen; Staatsangehörig/Nicht-Staatsangehörig; Alter (Ordinalskala); Einkommen; Haushalt mit/ohne Kinder; urbaner/suburbaner/ländlicher Lebensstil; grenzüberschreitendes

rens kann geprüft werden, ob bzw. welche Einflussvariablen einen signifikanten Unterschied im Antwortverhalten aufzeigen. Entsprechende Signifikanzen werden über Wahrscheinlichkeitsverhältnisse in Bezug auf das Antwortverhalten abgebildet.<sup>106</sup> Wir beschränken uns auf die Darstellung der Regressionen hinsichtlich der Meinungsaspekte ›Finanzen‹ und ›Integration‹, da sie die deutlichsten Ergebnisse liefern und gute Vergleichsmöglichkeiten bieten.

Die Analyse ergibt zunächst eine Signifikanz der Variable Wohnland, d.h. einen Unterschied zwischen den Einwohner/-innen Luxemburgs und des umliegenden Grenzraums hinsichtlich ihrer Haltung zu den beiden betrachteten Aspekten von Wohnmigration: Es ist wahrscheinlicher, dass die in Luxemburg Wohnenden meinen, die Wohnmigrant/-innen würden aus finanziellen Gründen umziehen und sie würden sich am neuen Wohnort nicht gut integrieren, als dass Bewohner/-innen des Grenzraums dies meinen. Wird in einem zweiten Schritt die Luxemburger Wohnbevölkerung separat betrachtet, weisen die Regressionen nur im Falle einiger weniger Meinungsäußerungen auf signifikante Zusammenhänge hin. Hinsichtlich der Auffassung, finanzielle Gründe seien für die Wohnmigration verantwortlich, erklärt sich die mangelnde Signifikanz aus der Tatsache, dass die Zustimmungsraten sehr hoch sind (89 % bzw. 95 %), was darauf schließen lässt, dass es sich bei dieser Einschätzung in Luxemburg um unhinterfragtes kollektives Wissen handelt, das durch die infrage stehenden Variablen unbeeinflusst bleibt. Dagegen stellt das Faktum, ob im Alltag grenzüberschreitende Praktiken vollzogen werden oder nicht, eine signifikante Variable hinsichtlich der Meinungen über Wohnmigration dar. So schätzen in Luxemburg lebende Personen, die grenzüberschreitend Sport treiben, ausgehen, am Vereinsleben teilnehmen und Freund/-innen haben, die Integration der Wohnmigrant/-innen am neuen Wohnort positiver ein als Personen ohne solche grenzüberschreitenden Praktiken. Auch die Variable Staatsangehörigkeit/Nicht-Staatsangehörigkeit erweist sich bei der Analyse der Luxemburger Wohnbevölkerung als signifikant; Personen mit Migrationshintergrund schätzen die Teilnahme der Wohnmigrant/-innen am Dorfleben und deren Möglichkeit »zu echten Einheimischen« zu werden, positiver ein als luxemburgische Staatsangehörige.

Bei den Einwohner/-innen der angrenzenden Regionen zeigen die Regressionen für die einzelnen Untergruppen, dass bestimmte Einflussvariablen in signi-

---

/kein grenzüberschreitendes Informationsverhalten; Verwandte/keine Verwandte, Freund/-innen/keine Freund/-innen und Arbeitskolleg/-innen/keine Arbeitskolleg/-innen in den angrenzenden Regionen; Kriterien für aktuellen Wohnort als dichotome Ja/Nein-Variablen (Preis, Verwandte u. Freund/-innen, Infrastruktur, Anbindung ÖPNV, Anbindung Straßennetz); Zugehörigkeitsgefühl Großregion, Wohnland, Heimatland, Wohnregion, Wohnort (Ordinalskalen); grenzüberschreitende/nicht-grenzüberschreitende Praktiken (Shoppen, Sport, kulturelle Veranstaltungen usw.).

**106** | Beispiel: Staatsangehörige stimmen mit größerer Wahrscheinlichkeit der Aussage zu »Wohnmigranten werden nie zu echten Einheimischen« als Nicht-Staatsangehörige.

fikanter Weise mit Unterschieden in den Meinungen der Bewohner/-innen der jeweiligen Teilgebiete korrelieren. Darüber hinaus erlaubt diese Art der Analyse einen weitergehenden Vergleich zwischen Luxemburg und dem umliegenden Grenzraum, d.h. sie lässt deutlich werden, dass es nicht nur unterschiedliche Meinungen zur Wohnmigration gibt, sondern dass die Meinungsbilder in den Teilgebieten jeweils durch andere Variablen beeinflusst sind. Bei der Aussage »... sollten ihr Geld besser in Luxemburg investieren« bspw. hat keine der genannten Variablen einen signifikanten Einfluss auf das Antwortverhalten der befragten Grenzraumbewohner/-innen, während in Luxemburg das Alter und die grenzüberschreitenden Praktiken eine Rolle spielen.

Bei den Regressionen zu den anderen finanzbezogenen Aussagen sticht die Variable Grenzgänger/-innen/Nicht-Grenzgänger/-innen heraus; die Grenzgänger/-innen stimmen diesen Aussagen eher zu als die restliche Grenzraumbevölkerung. Eine weitere signifikante Variable ist grenzüberschreitendes Einkaufen. Diese Praktik korreliert positiv mit den genannten Aussagen, wohingegen andere grenzüberschreitende Handlungen sich als nicht signifikante Variablen herausstellen.

Was die Integrationsaussagen »... nehmen gerne am Dorfleben am neuen Wohnort teil« und »... sind nur zum Schlafen zuhause« betrifft, so erweist sich im Grenzraum die Variable Staatsangehörigkeit/Nicht-Staatsangehörigkeit als signifikant; Staatsangehörige sind entschieden eher geneigt, die Integration der Wohnmigrant/-innen am neuen Wohnort negativ zu bewerten. Der Grenzgängerstatus ist hier nicht mehr signifikant. Im Hinblick auf die Aussage »... werden nie zu echten Einheimischen« wiederum ist die Variable Autochthone/Zugezogene signifikant.

Die Regressionen zum gesamten Untersuchungsgebiet bestätigen einen signifikanten Unterschied zwischen den Einwohner/-innen des Grenzraums und Luxemburgs in ihren Meinungen zu den Wohnmigrant/-innen. Betont werden muss allerdings, dass die Variablen nationale Zugehörigkeit und Staatsangehörigkeit sich als nicht signifikant erwiesen haben. Darüber hinaus zeigen die logistischen Regressionen innerhalb der beiden Untergruppen »Luxemburger/-innen« und »Grenzraumbewohner/-innen«, dass nicht nur das Antwortverhalten und damit die Meinungsbilder unterschiedlich sind, sondern dass auch unterschiedliche Faktoren das Antwortverhalten in den beiden Teilgebieten beeinflussen. Abschließend können folgende Beobachtungen festgehalten werden: (1) Es ist ein genereller Unterschied zwischen den Meinungsbildern in Luxemburg und im Grenzraum auszumachen. Dieser besteht im Wesentlichen darin, dass der Umzug in den Grenzraum aus Sicht der Befragten in Luxemburg eher als eine durch die unterschiedlichen Wohn- und Immobilienpreise motivierte Entscheidung verstanden wird denn als eine Entscheidung aus anderen pragmatischen oder soziokulturellen Gründen. Für den Grenzraum dagegen ist festzustellen, dass die Integration der Wohnmigrant/-innen positiver eingeschätzt wird als in Luxemburg. (2) Außerdem hat sich gezeigt, dass bestimmte Alltagspraktiken einen Einfluss

auf die Beurteilung der Wohnmigration haben, so dass das Bild einer diesbezüglichen generellen Differenz zwischen Luxemburg und dem Grenzraum sich als nicht zutreffend erweist. Die genauere Analyse zeigt jedoch, dass dieser Effekt die Meinungsbilder nicht im Ganzen trifft, sondern nur in bestimmten Aspekten. So beeinflussen beispielweise grenzüberschreitende soziale Kontakte und kulturelle Praktiken die Meinungen der luxemburgischen Wohnbevölkerung zur Integration, während sie keinen Einfluss auf ihre Ansichten zum finanziellen Aspekt der Wohnmigration haben.

Die Ergebnisse stützen insgesamt die Interpretation, dass die verschiedenen Aspekte der Wohnmigration jeweils das Meinungsbild dort deutlicher prägen, wo sie eine größere Rolle im Alltag spielen – Integrationsfragen bei den Grenzraumbewohner/-innen und die Abschätzung finanzieller Vor- und Nachteile bei den Bewohner/-innen Luxemburgs. Diese Beobachtung bietet auch einen Erklärungsansatz für die Signifikanz der Variablen bezüglich grenzüberschreitender Praktiken und Beziehungen. Bei Meinungen zu Aspekten, die im Alltag »jenseits der Grenze« eine größere Rolle spielen, erweisen sich grenzüberschreitende Praktiken und Beziehungen als signifikante Variablen. So nehmen Bewohner/-innen, die im Grenzraum leben und grenzüberschreitend handeln, die finanziellen Vor- und Nachteile ähnlich wahr wie die Bewohner/-innen Luxemburgs, und grenzüberschreitend handelnde Bewohner/-innen Luxemburgs beurteilen die Integration ähnlich wie die Grenzlandbewohner/-innen. Aspekte der Meinung, die »jenseits der Grenze« eine weniger wichtige Rolle spielen, scheinen nicht von grenzüberschreitenden Praktiken und Beziehungen beeinflusst zu sein. So bleiben z.B. die Meinungen der Grenzlandbewohner/-innen hinsichtlich der Integration von sozialen Kontakten in Luxemburg unbeeinflusst.

### 5.8.3 Fazit

In dieser Fallstudie haben wir uns mit geographischen bzw. politisch-administrativen Grenzen befasst, und zwar mit den Grenzen zwischen Luxemburg und seinen Nachbarländern. Den Untersuchungsgegenstand bildeten die unterschiedlichen Formen der Überschreitung dieser Grenzen und die Frage, wie die Intensivierung und Diversifizierung dieser Querungen sich auf (räumliche) Identitätskonstruktionen auswirken. Im ersten Analyseschritt haben wir die quantitativen Daten und das Interviewmaterial im Hinblick auf Formen raumbezogener Identifizierung ausgewertet und festgestellt, dass der grenzüberschreitende Raum von sämtlichen betrachteten Gruppen als ein Raum konkreter alltäglicher Praktiken angeeignet wird. Überdies konnten wir verifizieren, dass eine Korrelation zwischen grenzüberschreitenden Praktiken und räumlicher Identifikation besteht. Im zweiten Schritt haben wir diese grenzüberschreitenden Prozesse weiter zu klären versucht, indem wir die Gruppe der Wohnmigrant/-innen näher betrachteten, die diese Identitätskonstruktion in besonderer Weise repräsentieren. Mithilfe logistischer Regressionen konnten wir darlegen, inwiefern die Meinun-

gen über diese Gruppe mit anderen Merkmalen korrelieren, und feststellen, dass das Antwortverhalten der verschiedenen Gruppen sich im Hinblick auf diese Korrelationen z.T. deutlich unterscheidet. Die statistischen Ergebnisse legen bspw. den Schluss nahe, dass grenzüberschreitende Praktiken die Einstellungen der luxemburgischen Wohnbevölkerung zur Wohnmigration in manchen Aspekten stärker beeinflussen, als dies bei den Grenzraumbewohner/-innen der Fall ist.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass unsere Ergebnisse v.a. zeigen, wie schwierig es ist, generelle Aussagen hinsichtlich der Entwicklungen grenzüberschreitender räumlicher Identitäten zu treffen. Oder, um zu unserem theoretisch-konzeptuellen Begriffsinstrumentarium zurückzukommen: Dass es – trotz des bei allen Gruppen zu konstatierenden Zusammenhangs zwischen räumlichen Praktiken und Identifizierungen – verfehlt wäre anzunehmen, raumbezogene Subjektivierungsprozesse und Identitätskonstruktionen würden für alle Bewohner/-innen des Untersuchungsgebiets in gleicher Weise verlaufen. Die Meinungen zur Gruppe der Wohnmigrant/-innen stimmen zwar in bestimmten Aspekten überein, doch lässt die statistische Analyse der Korrelation von Meinungsäußerungen, Gruppenzugehörigkeit und Alltagspraktiken den vorsichtigen Schluss zu, dass grenzüberschreitende Praktiken bisher nicht den generellen Effekt haben, eine homogene Wahrnehmung der grenzüberschreitenden Wohnmigration herzustellen. Die gruppenspezifischen Haltungen zu Wohnmigrant/-innen scheinen sich nicht aufzulösen, sondern jeweils differenzierter zu werden.

## 5.9 SPRACHLICHE IDENTIFIZIERUNGEN IM LUXEMBURGISCH-DEUTSCHEN GRENZRAUM

*Heinz Sieburg und Britta Weimann*

Die vorliegende Fallstudie untersucht Selbst- und Fremdzuschreibungen der Einwohner/-innen Luxemburgs und der umgebenden Grenzräume in Bezug auf Sprache, die als ein wichtiges Element von Identitäten verstanden wird (vgl. Bucholtz/Hall 2005: 370). Diese enge Verbindung von Sprache und Identität beruht v.a. auf der sozialsymbolischen Funktion von Sprache (vgl. Hess-Lüttich 2004), die neben der kommunikativen Funktion besteht (vgl. Edwards 2009: 4f.), d.h. Sprache ist nicht nur ein Mittel der Kommunikation; sie sagt auch etwas über die Sprecher/-innen und über ihre Zugehörigkeit zu einer Gruppe aus. Dieselbe Zweiteilung in kommunikative und symbolische Funktionen lässt sich bei der Bewertung von Einzelsprachen und Varietäten<sup>107</sup> durch ihre Sprecher/-innen beobachten. Der kommunikative Wert, den eine Sprache oder Varietät für ihre

**107** | Varietäten sind verschiedene Ausprägungen einer Sprache wie Dialekte, Regiolekte (regionale Umgangssprachen), Soziolekte (gruppenspezifische Varietäten) oder Standardvarietäten (Standardsprachen).

Sprecher/-innen hat, muss dabei nicht mit ihrem symbolischen Wert übereinstimmen (vgl. Edwards 2009: 55f.). So können die Sprecher/-innen einer Sprache, die wesentliche kommunikative Anforderungen noch nicht oder nicht mehr erfüllt – etwa weil sie von einer anderen Sprache oder Varietät übernommen werden –, dennoch hohen symbolischen Wert beimessen. Solche ambivalenten Wertzuschreibungen spielen in Prozessen der Aneignung sprachlicher Identitäten eine große Rolle.

Der Schwerpunkt der Studie liegt auf dem Vergleich Luxemburgs mit den deutschen Grenzregionen, die ein historisch gewachsenes Dialektkontinuum und die Verwendung der deutschen Standardsprache teilen.<sup>108</sup> Dialektkontinua sind gekennzeichnet durch zunehmende sprachliche Unterschiede in ihrer räumlichen Ausdehnung bei gegenseitiger Verstehbarkeit benachbarter Dialekte (vgl. Chambers/Trudgill 2002: 5f.). Sie können damit als Schwellenräume oder ausgedehnte Grenzzonen (vgl. Abschnitt 2.1) gesehen werden. Werden sie durch politische Grenzen durchschnitten, entstehen oft zwei unterschiedliche Sprachgebrauchsräume wie etwa im Fall von Deutschland und Österreich oder der deutschsprachigen Schweiz, wo jeweils eigene nationale Varietäten des Deutschen gelten und die Situationen, in denen der Dialekt verwendet werden kann, sich unterscheiden (vgl. Riehl 1999: 45 und 48f.). Auch in Luxemburg ist von einer nationalen Varietät des Deutschen auszugehen (vgl. Sieburg 2013: 100f.). Aus den moselfränkischen Dialekten hat sich dagegen mit dem Luxemburgischen eine Ausbausprache mit zunehmendem Standardisierungsgrad entwickelt (vgl. Gilles 1999 und 2009: 186f.), die eine wichtige Rolle bei der Ausbildung einer nationalen Identität im 19. und frühen 20. Jahrhundert spielt (vgl. Weimann 2013: 254). Zusammen mit der dritten offiziellen Sprache Französisch hat sich in Luxemburg aus einer ursprünglich rein medialen eine mehrheitlich konzeptionell gesteuerte Triglossie-Situation herausgebildet. Die Verwendung der drei Amtssprachen hängt nicht mehr nur vom Medium (schriftlich/mündlich) ab, sondern zunehmend von Faktoren wie Nähe/Distanz und formell/informell (Konzeption). Das Luxemburgische war lange auf medial-mündliche und konzeptionell-informelle Kommunikationssituationen (z.B. Alltagsgespräche) beschränkt, während die beiden großen Schriftsprachen Französisch und Deutsch die konzeptionell-formellen (wie Parlamentsrede, Predigt) und alle medial-schriftlichen Kommunikationssituationen abdeckten. Heute kann das Luxemburgische in allen mündlichen und außerdem in eher informellen schriftlichen Kommunikationssituationen (wie Chat, SMS, Privatbrief) (vgl. auch Abschnitt 4.6) verwendet werden (vgl. Gilles 2011: 63). Die sehr unterschiedlichen sprachlichen Konstellationen in Luxemburg und in den deutschen Grenzregionen sind u.a. durch das Zusammenspiel von *top-down*-

---

**108** | Das Moselfränkische, aus dem sich das Luxemburgische entwickelt hat, ist diesseits und jenseits der luxemburgisch-deutschen Grenze zu verorten; Deutsch ist auch in Luxemburg Amtssprache. Mit Lothringen und Wallonien teilt Luxemburg die Verwendung des Französischen. Das Kontinuum westmitteldeutscher Dialekte reicht in beide Regionen hinein.

Einsetzungen (z.B. durch das Sprachengesetz in Luxemburg) und *bottom-up*-Umsetzungen (durch die einzelnen Sprecher/-innen) entstanden. So bestimmt das luxemburgische Sprachengesetz u.a. das Französische als Gesetzessprache. In der Schule ist die Alphabetisierungssprache Deutsch, das Luxemburgische spielt nur eine geringe Rolle in den *Curricula*. Diese sprachbezogenen Normierungen und Praktiken erzeugen in Luxemburg einen äußerst variablen mehrsprachigen Raum. Da sowohl die deutsche Sprache als auch die moselfränkischen Varietäten die Staatsgrenze überschreiten, das Repertoire der Sprachen und Varietäten wie die Regeln zu ihrem Gebrauch sich aber in Luxemburg und den deutschen Grenzregionen unterscheiden, ist mit ambivalenten Bewertungen, Zugehörigkeiten und Abgrenzungen zu rechnen.

Die Studie stützt sich auf empirische Daten aus einer Fragebogenbefragung, bezieht aber auch Aussagen zur Sprache aus einer Interviewserie mit ein (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative und qualitative Erhebung). Unsere Fragen zielen einerseits darauf ab, wie die Sprachwahl in Gesprächssituationen, für die – so unsere Annahme – kein gemeinsamer kultureller Code (vgl. Reckwitz 2008a: 135f.) im Sinne einer tradierten Sprachverhaltensnormierung existiert<sup>109</sup>, von Einwohner/-innen des deutschen Grenzraums gelöst wird (»Wie antworten Sie, wenn Sie auf Luxemburgisch angesprochen werden?«) und, andererseits, wie die Wahl einer Varietät von der Luxemburger Wohnbevölkerung bewertet und als angemessen empfunden wird (»Wie finden Sie es, wenn Deutsche mit Ihnen in Luxemburg Deutsch/ihren eigenen deutschen Heimatdialekt/Luxemburgisch/eine Mischung aus ihrem Heimatdialekt und Luxemburgisch sprechen?«). Schließlich zielt die Abfrage semantischer Differenziale wie die Frage, ob das Luxemburgische ein Dialekt des Deutschen oder eine eigene Sprache ist, auf die emotionale Bindung der Sprecher/-innen an ihre eigene Sprache und auf die Bewertung der »Sprache der anderen« und damit auf Aneignungs- und Zuschreibungsprozesse.

### 5.9.1 Sprachpraktiken

Unterschiedliche aktive wie passive Sprachkompetenzen spielen im Alltag eine Rolle, wenn Sprecher/-innen aufeinandertreffen, die über unterschiedliche Sprachrepertoires verfügen. Auch wenn sie eine Varietät teilen oder ähnliche Varietäten verstehen und sprechen können, sind die kulturellen Codes wie die Wahl der angemessenen Varietät nicht zwangsläufig miteinander vereinbar, was häufig zu Missverständnissen führt.

In der quantitativen Befragung (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013) geben drei Viertel der befragten Rheinland-Pfälzer/-innen und Saarländer/-innen an, keine Kompetenzen im Sprechen des Luxemburgischen zu haben; etwa 15 %

**109** | Der Code, der die Wahl einer bestimmten Varietät vorgibt, kann in diesem Fall nicht übereinstimmen, da Bewohner/-innen des deutschen Grenzraums in der Regel kein Luxemburgisch sprechen.

bescheinigen sich selbst eine geringe Kompetenz; mittlere oder gute Kompetenzen liegen bei unter 10 %. Die Frage »Wie antworten Sie, wenn Sie auf Luxemburgisch angesprochen werden?« zielt auf die Antwortstrategien der Bewohner/-innen des deutschen Grenzraums, die mehrheitlich nicht die passende Varietät zur Verfügung haben. Vorgegeben wurden als Antwortsprache neben »Luxemburgisch« und »Deutsch« auch »eigener Dialekt«, »Mischung aus eigenem Dialekt und Luxemburgisch« sowie »andere«.

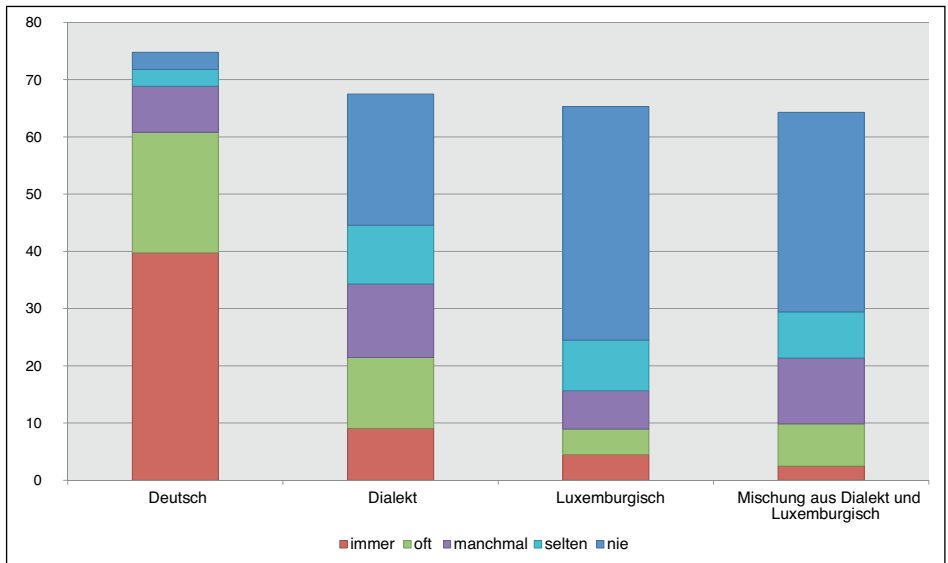


Abbildung 1: *Wie antworten Sie, wenn Sie auf Luxemburgisch angesprochen werden?* (Die zu 100 fehlenden Prozentwerte entfallen auf die Antwortmöglichkeiten »Diese Situation ist noch nie vorgekommen« und »keine Angabe.«.) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Abb. 1 zeigt die Verhältnisse für die gesamte deutsche Wohnbevölkerung. Zwischen Rheinland-Pfalz und dem Saarland finden sich nur geringe Unterschiede. Gut 60 % antworten immer oder oft auf Deutsch, weitere 11 % manchmal oder selten. Häufig wird auch der eigene Dialekt verwendet (immer oder oft: 21,5 %; manchmal oder selten: 23,1 %), der wohl wegen seiner Ähnlichkeit zum Luxemburgischen als adäquat angesehen wird. Mit einer Mischung aus eigenem Dialekt und Luxemburgisch, wozu mindestens rudimentäre Kenntnisse des Luxemburgischen nötig sind, antworten immer oder oft knapp 10 %, weitere knapp 20 % manchmal oder selten. Auf Luxemburgisch antwortet immer oder oft nur eine Minderheit von 9 %. Unter den wenigen Befragten mit mittlerer oder großer Kompetenz im Luxemburgischen tun dies knapp 50 %. Weitere knapp 7 % verwenden immer oder oft eine andere Sprache.

Die Ähnlichkeit zwischen dem Luxemburgischen und den moselfränkischen Dialekten der deutschen Grenzgebiete wird in einigen Interviews hervorgehoben:

»Wenn wir unser Platt hier sprechen, das ist ja jetzt vielleicht ein bisschen schneller wie das, was Luxemburger da sprechen, aber wir verstehen uns ja. Wir haben zwar bestimmte Ausdrücke nicht, den *Chalumeau* [Strohalm] oder *Kaweichelchen* [Eichhörnchen] haben wir nicht, aber es ist fast dasselbe« (männlich, 45 Jahre, Deutscher, Rheinland-Pfalz).

Auch wenn nach der Großregion (1) oder nach grenzüberschreitenden Praktiken (2) gefragt wird, spielt die sprachliche Ähnlichkeit eine Rolle. Von zwei Interviewten werden hier die alten Grenzen des Herzogtums Luxemburg vor der Abtretung östlicher und westlicher Gebiete an Preußen und Belgien im Rahmen des Wiener Kongresses 1815 und des Londoner Vertrags 1839 erwähnt:

(1) »Weil schon allein mit der Sprache. Man geht nach St. Vith dahinten, man geht in die Eifel, man geht dann auch, das ist dann aber noch relativ dasselbe, sage ich jetzt mal so. Arlon, die ganze Gegend, ne, man kann ja da nicht sagen, dass das typisch belgisch ist oder so. So von, ein bisschen vielleicht die alten Grenzen [...] aufleben lassen«<sup>110</sup> (weiblich, 39 Jahre, Luxemburgerin, Luxemburg).

(2) »Ich spiele in Clerf Golf, ich spiele aber auch viel hier in Bitburg. Es ist kein Unterschied. Die sprechen da ja auch alle wie wir. [...] Die Seite war ja früher Luxemburg, deshalb sprechen die alle Platt wie wir. Bis nach Bitburg können Sie normal sprechen. Luxemburgisch. Deshalb ist da kein Problem. Ja«<sup>111</sup> (männlich, 62 Jahre, Luxemburger, Luxemburg).

Bei aller sprachlichen Ähnlichkeit ist sich der Interviewte aus (2) aber sicher, dass er Bewohner/-innen der deutschen Grenzregion (z.B. im Urlaub) an der Sprache erkennen und nicht für Luxemburger/-innen halten würde:

»Die sprechen Platt, ein bisschen wie wir, aber ein deutscher Akzent, das merkt man direkt. Und die würden auch sofort merken, dass ich Luxemburger bin. Das ist so. Wenn man so jemandem im Urlaub begegnet, das das das weiß man sofort«<sup>112</sup> (männlich, 62 Jahre, Luxemburger, Luxemburg).

**110** | Eigene Übersetzung von: »Well schon alleng mat der Sprooch; Dir gitt op St. Vith dohinner, Dir gitt an d'Äifel, Dir gitt och dann, dat ass dann awer nach relativ d'selwecht, soen ech elo mol sou. Arel de ganze Streech, ne, et kann ee jo elo net soen, dass dat ty-pesch belsch oder sou ass. Sou vun, bëssen déi vläit déi al Grenzen [...] opliewe loossen.«

**111** | Eigene Übersetzung von: »Ech spillen zu Klierf Golf, ech spillen awer och vill hei zu Bitburg. Et ass keen Ënnerscheid. Déi schwätze jo och all wéi mir do. [...] Déi Säit war jo fréier Lëtzebuerg, dofir, déi schwätzen all Platt wéi mir. Bis op Bitburg kënt dir normal schwätzen. Lëtzebuergesch. Dofir ass kee Problem do. Jo.«

**112** | Eigene Übersetzung von: »Déi schwätze Platt, bësse wéi mir, awer en däitschen Akzent, dat mierkt een direkt. An déi géingen och direkt mierken, dass ech e Lëtzebuergersinn. Dat ass sou. Wann ee sou ee begéint an der Vakanz, dat dat dat weess een direkt.«

### 5.9.2 Bewertung von Sprachpraktiken

Eine Frage zur Bewertung von Sprachwahl im Grenzraum wurde der Luxemburger Wohnbevölkerung gestellt: »Wie finden Sie es, wenn Deutsche mit Ihnen in Luxemburg ... Deutsch sprechen/ihren eigenen deutschen Heimatdialekt sprechen/eine Mischung aus ihrem eigenen deutschen Heimatdialekt und Luxemburgisch sprechen/Luxemburgisch sprechen?« Sie zielt darauf ab, die empfundene Angemessenheit der Sprachwahl zu bewerten. Werden die (moselfränkischen) Dialekte der Grenzregion wegen ihrer linguistischen Nähe als angemessen empfunden oder nicht, etwa wegen ihres niedrigeren Status im Vergleich zur Nationalsprache Luxemburgisch?

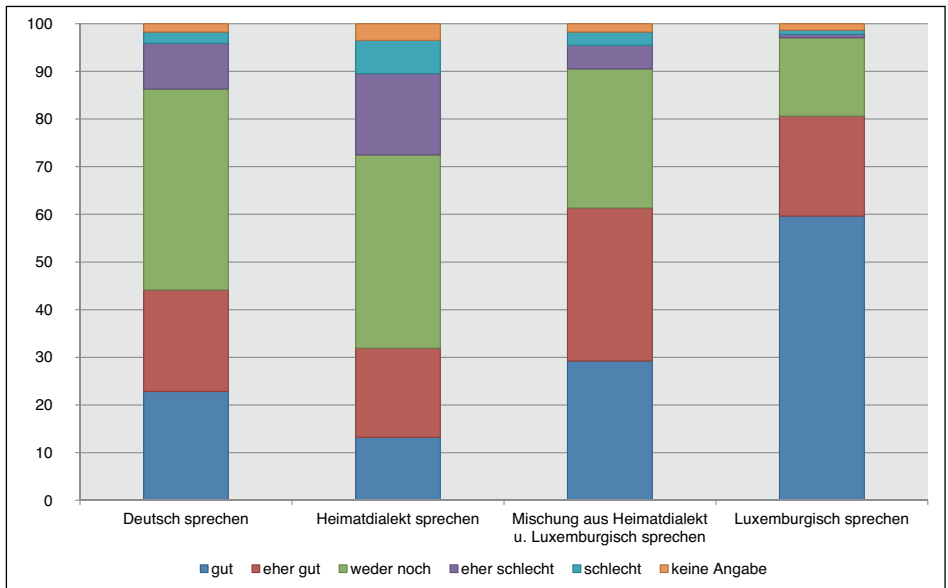


Abbildung 2: Wie finden Sie es, wenn Deutsche mit Ihnen in Luxemburg ...? (in Prozent) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Am positivsten wird die Wahl des Luxemburgischen (80 % Zustimmung) bewertet, am negativsten die Wahl des Heimatdialektes mit 24 % Ablehnung. Ein knappes Drittel sieht die Verwendung des Heimatdialektes aber positiv. Mit etwa 60 % deutlich positiver als die Verwendung des reinen Dialektes wird eine Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch gesehen. Hier ist auch die Ablehnung mit knapp 8 % deutlich niedriger als beim reinen Dialekt. Damit wird die Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch auch positiver gesehen als die Verwendung des Deutschen (44 % positiv, 12 % negativ). Vergleicht man die Bewertung der Varianten Dialekt *versus* Mischung, Dialekt *versus* deutsche Standardsprache und deutsche Standardsprache *versus* Mischung, vergibt jeweils etwa die Hälfte aller Befragten identische Wertungen. Von einer generellen Besserbewertung des Deutschsprechens oder der

Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch kann also keine Rede sein. Bei der jeweils anderen Hälfte der Befragten, die eine Varietät um mindestens eine Stufe besser bewerten als eine andere, zeigt sich aber eine recht deutliche Hierarchie: die Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch wird häufiger (45 %) besser bewertet als der reine Dialekt (7 %); gegenüber der deutschen Standardsprache wird sie weniger deutlich vorgezogen (34 % gegen 18 %); die deutsche Standardsprache erhält wiederum häufiger bessere Wertungen als der deutsche Heimatdialekt (36 % gegen 12 %).

Der Befund lässt sich so deuten, dass bei der Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch das Bemühen um das Erlernen der Nationalsprache anerkannt wird. Ganz ohne Anpassung an das Luxemburgische scheint der Wechsel zur deutschen Standardsprache aber von einigen Sprecher/-innen als angemessener angesehen zu werden als die Verwendung eines deutschen Dialektes. Eine andere mögliche Erklärung, warum das Sprechen eines deutschen Dialektes stärker abgelehnt wird als andere Antwortmöglichkeiten, könnte darin liegen, dass die Befragten annehmen, den reinen Dialekt schlechter zu verstehen als eine Mischung aus Dialekt und Luxemburgisch oder die deutsche Standardsprache.

### 5.9.3 Sprachbewertung

Vier unterschiedliche semantische Differenziale bilden eine weitere Erhebungseinheit innerhalb der Fallstudie. Ziel war hier, über einige wichtige Parameter, die Nähe bzw. Distanz unterschiedlicher Sprachgemeinschaften gegenüber dem Luxemburgischen, dem Deutschen und den deutschen Dialekten des Grenzraums zu erheben. Die notwendige Beschränkung auf nur wenige *Frage-Items* führte zur Vorgabe von semantischen Differenzialen, die in zwei Fällen eher den Grad emotionaler Bindung (>hässlich – schön<, >unkultiviert – kultiviert<), in zwei weiteren Fällen dagegen eher die sprachpraktische Nähe (>nutzlos – nützlich<, >fremd – vertraut<) bezogen auf die jeweiligen Sprachen messen sollten. In allen Fällen waren die Proband/-innen aufgefordert, entsprechende Angaben in eine siebenstufige Skala, die neben dem Neutralwert 0 drei Negativgrade (-1, -2, -3) sowie drei Positivgrade (+1, +2, +3) umfasste, einzutragen.

Die Auswertung zeigt generell, dass alle thematisierten Sprachen, und zwar von allen Sprecher/-innengruppen, insgesamt positiv beurteilt wurden, wobei allerdings die Bewertung der Dialekte gegenüber den beiden Standardsprachen abfällt. Die folgende detaillierte Auswertung stellt die positiven Zuschreibungen dementsprechend in den Mittelpunkt, indem hier das Zahlenmaterial anhand verschiedener Säulendiagramme dargestellt und beschrieben wird. Dabei erfolgt eine Generalisierung insofern, als positive Wertungen unterschiedlicher Grade zu einem Gesamtwert zusammengefasst wurden. Auf die graduellen Abstufungen wird im Folgenden nur in markanten Einzelfällen verwiesen. Dies gilt gleichermaßen für weitere Binnendifferenzierungen.

### ›vertraut – fremd‹

Aussagen, die hierunter fallen, verweisen generalisierend auf den Nähegrad der Proband/-innen gegenüber einer Sprache. Es kann angenommen werden, dass hier Parameter wie Sprachkompetenz, Sprachkontakt, u.U. aber auch eher affektive Einstellungswerte in die Antwortdaten eingeflossen sind.

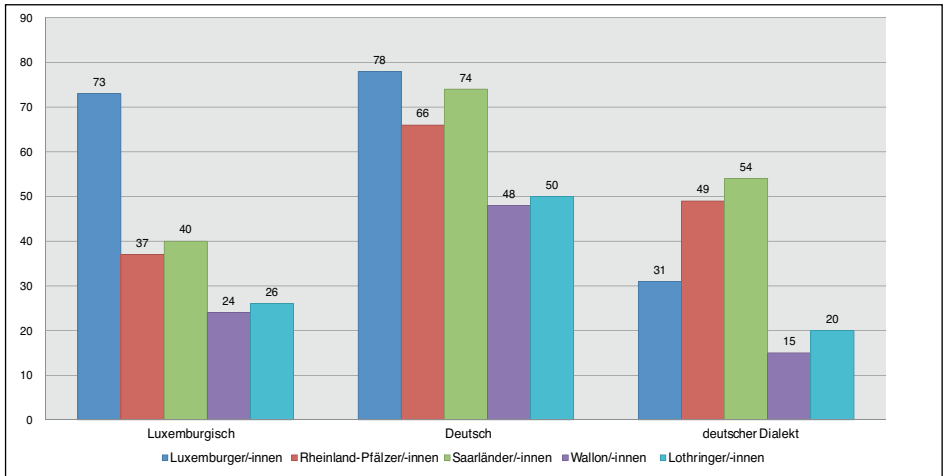


Abbildung 3: ›vertraut‹ (in Prozent) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Abbildung 3 zeigt bezogen auf das Luxemburgische erwartungsgemäß einen prozentualen Höchstwert bei der Luxemburger Bevölkerung. Insgesamt 73 % geben an, das Luxemburgische sei ihnen vertraut. Nur für 11 % zeigen sich Werte im Feld ›fremd‹, bei 17 % wird der Indifferenzwert 0 angegeben.<sup>113</sup> Eine Binnendifferenzierung zeigt hier, dass die Vertrautheitswerte bei Befragten mit Luxemburger Staatsangehörigkeit mit 85 % noch deutlich höher liegen, wobei die überwiegende Mehrzahl (75 %) sogar den Extremwert (+ 3) angibt. Die Vertrautheit mit dem Luxemburgischen ist in den anderen Sprachgemeinschaften demgegenüber deutlich geringer, wobei sich eine erkennbare Abstufung zwischen den deutschsprachigen und französischsprachigen Grenzregionen ablesen lässt. Den Werten für die Saarländer/-innen (40 %) und Rheinland-Pfälzer/-innen (37 %) stehen hier Prozentsätze von 26 % für die Lothringer/-innen und 24 % für die Wallon/-innen gegenüber. Dies korrespondiert mit den Zahlenwerten für den Bereich ›fremd‹, indem sich an dieser Stelle für die Proband/-innen Walloniens mit 32 % der Höchstwert errechnet, gefolgt von den Lothringer/-innen (26 %), den Rheinland-Pfälzer/-innen (19 %) und den Saarländer/-innen (17 %).

**113** | Dass sich die Summe der Prozentangaben hier auf 101 berechnet, ist Folge der Rundung auf ganze Zahlen.

Bezogen auf die deutsche Sprache zeigen sich für alle Sprachgemeinschaften die höchsten Vertrautheitswerte. Auffällig ist hier, dass die entsprechenden Angaben der Saarländer/-innen (74 %) und Rheinland-Pfälzer/-innen (66 %) geringer ausfallen als die der Luxemburger/-innen (78 %). Allerdings sind die Extremwerte (+3) in den deutschsprachigen Grenzregionen höher. Immerhin geben auch (rund) die Hälfte der Befragten aus den französischsprachigen Grenzregionen an, die deutsche Sprache sei ihnen vertraut. Fremd ist das Deutsche dagegen jeweils nur geringen Minderheiten; nur für die Wallon/-innen zeigt sich hier ein zweistelliger Wert (14 %).

Für die deutschen Dialekte führt die Erhebung nur bei den Bewohner/-innen der deutschsprachigen Grenzregionen zu Vertrautheitswerten um 50 %. Etwa einem Drittel (31 %) der Luxemburger/-innen sind die deutschen Dialekte nach eigener Angabe vertraut, während die entsprechenden Prozentwerte bezogen auf die französischsprachigen Grenzregionen deutlich geringer ausfallen (20 % bzw. 15 %), dagegen die Skalenwerte im Bereich ›fremd‹ mit 30 % (Lothringer/-innen) bzw. 35 % (Wallon/-innen) deutlich höher sind. Den Neutralwert 0 gibt entsprechend (rund) die Hälfte dieser Befragten an.

### ›nützlich – nutzlos‹

Das Gegensatzpaar ›nutzlos – nützlich‹ misst den Gebrauchswert einer Sprache, abhängig von den je individuellen Kommunikationserfordernissen. Dass dabei auch eine subjektive Einstellungskomponente mit zum Tragen kommen kann, ist nicht auszuschließen.

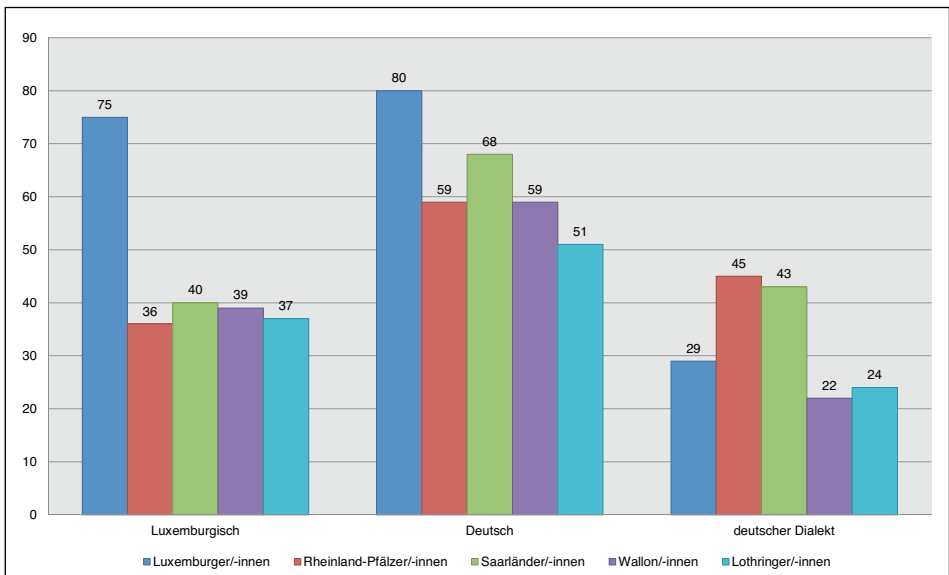


Abbildung 4: ›nützlich‹ (in Prozent) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Abb. 4 zeigt mit Blick auf die Nützlichkeitswerte des Luxemburgischen eine deutliche Abstufung zwischen den Luxemburger/-innen, die insgesamt zu Dreiviertel (75 %) bzw. – bezogen auf die Befragten Luxemburger Nationalität – zu 79 % entsprechende Angaben machen, und den Bewohner/-innen der umliegenden Grenzregionen, bei denen die entsprechenden Prozentwerte deutlich geringer ausfallen und sich in einer engen Spanne zwischen 36 % und 40 % bewegen. Die jeweiligen Mehrheiten (relativ bzw. absolut) geben keine Wertung ab und wählen den Indifferenzwert 0. Nur geringe Minderheiten bezeichnen das Luxemburgische als eher nutzlos.

Ähnlich wie bei den Vertrauheitswerten zeigen auch die Angaben zur Nützlichkeit bei allen Sprachgemeinschaften Höchstwerte bezogen auf die deutsche Sprache, wobei auch hier wiederum der Prozentwert der Luxemburger/-innen (80 %) noch (deutlich) über dem der Saarländer/-innen (68 %) und Rheinland-Pfälzer/-innen (59 %) rangiert. Warum immerhin jeweils 6 % der Proband/-innen dieser Grenzregionen die deutsche Sprache sogar als eher nutzlos bezeichnen, lässt sich aus dem vorliegenden Sprachdatenmaterial nicht eindeutig erklären. Da aber sowohl im Saarland wie auch in Rheinland-Pfalz die Verwurzeltheit in den regionalen Dialekten bzw. den dialektal gefärbten Umgangssprachen noch relativ stark ist, ergibt sich eine gewisse Plausibilität für die Annahme, dass dadurch der Nutzwert der deutschen ›Hochsprache‹ für einen Teil der Proband/-innen tendenziell als eher gering angesehen wird.

Diese Vermutung wird, jedenfalls ein Stück weit, gestützt durch die Angaben zu den Nützlichkeitswerten der deutschen Dialekte. Diese sind nämlich bei den Rheinland-Pfälzer/-innen mit 45 % und den Saarländer/-innen mit 43 % relativ hoch. Die Werte der anderen Sprachgemeinschaften fallen demgegenüber deutlich ab, wenngleich immerhin auch 29 % der Luxemburger/-innen die deutschen Dialekte als eher nützlich bezeichnen.

### ›schön – hässlich‹

Das Differential ›schön – hässlich‹ misst primär Einstellungswerte, die Komponenten emotionaler Nähe bzw. Ablehnung mit einschließen. Dass dabei auch (allerdings schwer objektivierbare) Größen wie Euphonik (Wohlklang) mitspielen, ist anzunehmen.

Ein Blick auf das Diagramm in Abb. 5 zeigt, dass sowohl das Luxemburgische als auch (stärker noch) das Deutsche insgesamt positiv bewertet werden, wenngleich die entsprechenden Zuschreibungen der Befragten aus Lothringen und Wallonien jeweils deutlich geringer ausfallen. Für das Luxemburgische ergeben sich Höchstwerte positiver Zuschreibungen bei den Luxemburger/-innen selbst (64 %). Für die Proband/-innen mit Luxemburger Nationalität erhöht sich der Prozentsatz sogar auf 75 % (mit einem deutlichen Übergewicht bei den Extremwerten). Aber auch die Saarländer/-innen geben mit 54 % mehrheitlich an, das Luxemburgische sei für sie eher schön. Bei den Rheinland-Pfälzer/-innen ist dies immerhin noch eine relative Mehrheit von 41 %, während aus dieser Gruppe 51 %

den Mittelwert 0 angeben. Deutlich geringer ist die Positivzuschreibung bei den Bewohner/-innen der französischsprachigen Grenzregionen, wenngleich auch hier die Mehrheiten das Luxemburgische nicht etwa als eher hässlich bezeichnen, sondern sich neutral (0) äußern.

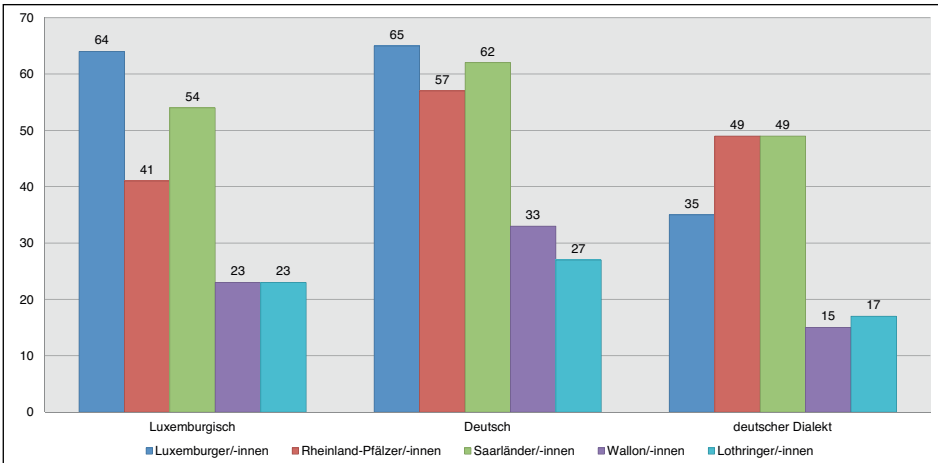


Abbildung 5: »schön« (in Prozent) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Das Deutsche hat auch hier wieder insgesamt die Höchstwerte der Positivzuschreibungen. So geben 65 % der Luxemburger/-innen an, die deutsche Sprache sei für sie eher schön, aber auch 57 % der Rheinland-Pfälzer/-innen und 62 % der Saarländer/-innen machen entsprechende Angaben. Auch hier fallen die entsprechenden Werte für die Bewohner/-innen Walloniens und Lothringens wieder deutlich ab. Wie beim Luxemburgischen geben auch hier (relative) Mehrheiten keine Wertungen ab.

Bezogen auf die deutschen Dialekte der Grenzregion sind die Positivzuschreibungen vergleichsweise gering. Immerhin geben aber jeweils knapp die Hälfte (49 %) der deutschen Grenzlandbewohner/-innen hier positive Wertungen ab. Auch etwa ein Drittel (35 %) der Luxemburger/-innen gibt an, für sie seien die deutschen Dialekte eher schön, während sich nur 17 % der Lothringer/-innen und 15 % der Wallon/-innen entsprechend äußern. Zwar wählt hier jeweils gut die Hälfte der Befragten den Neutralwert, aber immerhin knapp ein Drittel (jeweils 31 %) bezeichnet die deutschsprachigen Dialekte als eher hässlich.

### ›kultiviert – unkultiviert‹

Aussagen, die sich auf dieses Gegensatzpaar beziehen, messen affektive, prestigebezogene Einstellungen, wobei angenommen werden muss, dass hierbei auch Parameter wie die Literaturfähigkeit einer Varietät, der Grad ihres Ausbaus (u.a. des Wortschatzes) und ihr Alter wie ihre (Schrift-)Tradition mit in die Wertung einfließen.

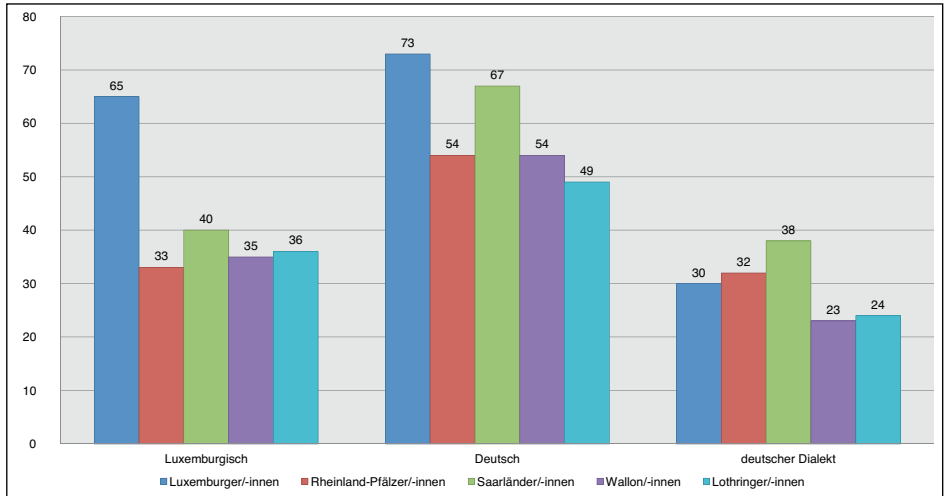


Abbildung 6: ›kultiviert‹ (in Prozent) (Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Im Überblick zeigt sich auch in Abb. 6 das vorher schon vermittelte Bild. Die deutsche Sprache hat insgesamt die höchsten Werte der Positivzuschreibungen, gefolgt vom Luxemburgischen. Dieses wird von einer deutlichen Mehrheit der Luxemburger/-innen (65 %) als eher kultiviert bezeichnet. Bei den Proband/-innen Luxemburger Nationalität erhöht sich der entsprechende Wert sogar auf 75 %. Die Positivzuschreibungen der vier anderen Sprachgemeinschaften fallen demgegenüber deutlich ab und bewegen sich in einer Spannweite zwischen 33 % und 40 %. Für alle vier Gruppen gilt aber auch, dass sich jeweils Anteile von 50 % und mehr neutral äußern, während die Zuschreibung ›eher unkultiviert‹ nur von 9 bis 11 % der Befragten aus den Grenzregionen erfolgt.

Eine Wertung als eher kultiviert erfährt die deutsche Sprache durch Mehrheiten über 50 % in allen Sprachgemeinschaften, außer bei den Befragten aus Lothringen. Die hier errechneten 49 % an Positivzuschreibungen bilden aber auch in dieser Gruppe die Meinung der relativen Mehrheit ab. Als besonders kultiviert wird das Deutsche seitens der Luxemburger/-innen (73 %) betrachtet, gefolgt von den Saarländer/-innen (67 %). Die Positivwerte der Rheinland-Pfälzer/-innen und der Wallon/-innen liegen gleichauf bei 54 %. Eine Negativbewertung als eher unkultiviert erfolgt jeweils nur in Ausnahmefällen, nämlich in einer Spannweite zwischen 4 % und 7 %.

Kultiviertheit ist kein Wert, der den deutschen Dialekten mehrheitlich zugesprochen wird. Weniger als ein Drittel aller Sprachgemeinschaften weist dieses Prädikat zu, wiederum mit einer Ausnahme. Die Befragten des Saarlandes geben immerhin zu 38 % an, für sie seien die Dialekte eher kultiviert. Die jeweiligen Mehrheiten der

Befragten wählen in diesem Zusammenhang den Indifferenzwert 0. Negativbewertungen werden von einem Fünftel bis zu einem Viertel der Proband/-innen geäußert.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass sich eine räumliche Verbundenheit der jeweiligen Sprecher/-innengruppen zeigt, die auch mit der Bewertung der Sprachen korreliert. Dies wird deutlich an den teilweise klar unterschiedlichen Wertzuschreibungen der Proband/-innen aus dem deutschsprachigen und aus dem französischsprachigen Grenzraum. Auch bezogen auf die Bewertung des Luxemburgischen durch die Luxemburger/-innen zeigt sich dieser Zusammenhang, wobei hier konstatiert werden kann, dass vergleichbar hohe Positivzuschreibungen auch in Hinblick auf die deutsche Sprache erfolgen. Überhaupt zeigen sich bezogen auf die deutsche Sprache Höchstwerte in allen überprüften Items und bezogen auf alle Sprecher/-innengruppen. Das Luxemburgische wird v.a. von den Luxemburger/-innen selbst (sehr) positiv bewertet. Die Wertungen der deutschsprachigen Dialekte der Grenzregion fallen demgegenüber insgesamt ab.

#### 5.9.4 Status des Luxemburgischen

Eine Frage, die in der Erforschung des Luxemburgischen lange im Vordergrund stand und bis heute in ›Laien‹-Diskussionen eine Rolle spielt, ist die nach dem Status des Luxemburgischen als Dialekt des Deutschen oder eigenständige Sprache.<sup>114</sup> Neben der Luxemburger Wohnbevölkerung, die zu den beiden Aussagen »Das Luxemburgische ist ein deutscher Dialekt« und »Das Luxemburgische ist eine eigene Sprache« Stellung nimmt, äußern sich auch die befragten Bewohner/-innen der belgischen, französischen und deutschen Grenzregionen zum Status der ›Sprache der anderen‹.

Die Ablehnung der Aussage, das Luxemburgische sei ein deutscher Dialekt, ist erwartungsgemäß bei der Luxemburger Wohnbevölkerung mit insgesamt 59 % für »stimme nicht zu« und »stimme eher nicht zu« am größten. Die Bewohner/-innen des Grenzraums zeigen sich insgesamt häufiger unentschieden in dieser Frage oder äußern sich gar nicht (›keine Angabe‹). Wallon/-innen und Lothringer/-innen stimmen etwas häufiger als die Luxemburger/-innen eher oder voll zu. Die Zustimmungsggrade der Rheinland-Pfälzer/-innen und Saarländer/-innen unterscheiden sich dagegen kaum von denen der Luxemburger/-innen; sie sind sogar minimal niedriger.

**114** | So z.B. Peter Gilles (2000: 202): »Die Diskussion um die Entwicklungstendenzen im Lëtzebuergeschen dreht sich im 19. Jahrhundert und weit ins 20. Jahrhundert hinein primär um die Frage, ob es sich beim Lëtzebuergeschen um einen Dialekt des Deutschen oder um eine selbständige Sprache handelt.« Mittlerweile ist der Sprachstatus weitgehend anerkannt und andere Fragestellungen stehen im Vordergrund.

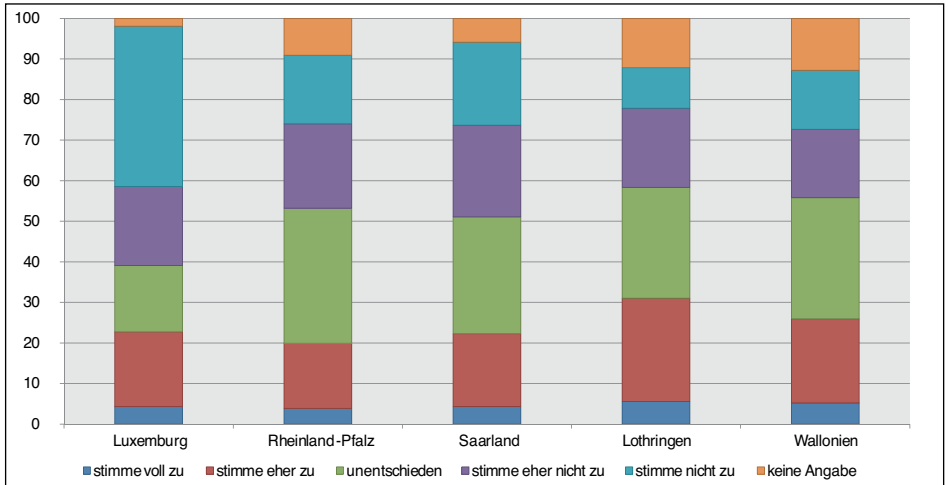


Abbildung 7: Das Luxemburgische ist ein deutscher Dialekt (Zustimmung in Prozent)  
(Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

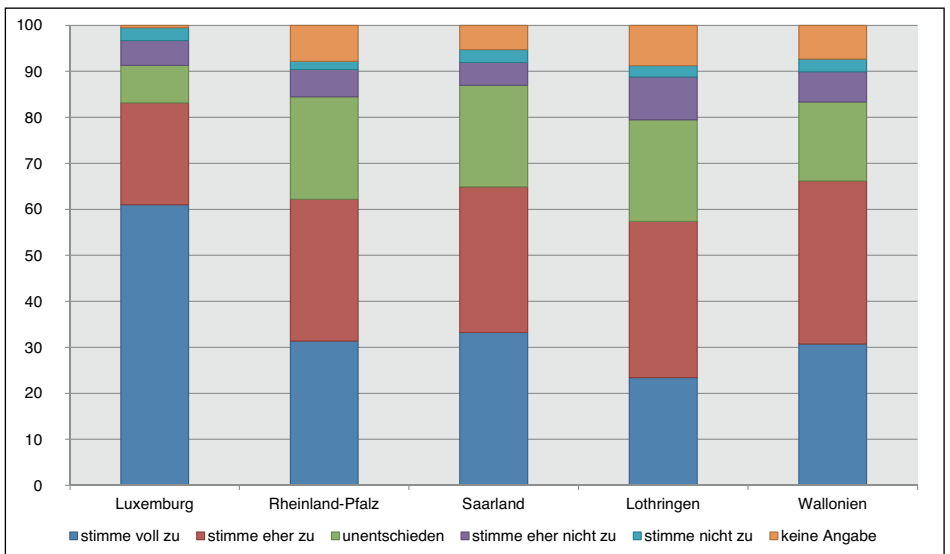


Abbildung 8: Das Luxemburgische ist eine eigene Sprache (Zustimmung in Prozent)  
(Universität Luxemburg, IDENT2 2012/2013 – quantitative Erhebung)

Die Aussage, das Luxemburgische sei eine eigene Sprache, findet wiederum bei der Luxemburger Wohnbevölkerung mit insgesamt 83 % die höchste Zustimmungsrates. Sie steigt auf knapp 90 %, wenn nur Befragte mit Luxemburger Nationalität berücksichtigt werden, ein Effekt, der sich bei der Ablehnung des

Dialektstatus des Luxemburgischen nicht beobachten ließ. Die Grenzraumbewohner/-innen fallen wie schon bei der Aussage zum Dialektstatus mit größerer Unentschiedenheit auf. Sie stimmen insgesamt seltener als die Luxemburger Wohnbevölkerung der Aussage zum Sprachstatus zu. Die Ablehnungsraten der Rheinland-Pfälzer/-innen und Saarländer/-innen lassen sich wiederum kaum von denen der Luxemburger/-innen unterscheiden, während Wallon/-innen und Lothringer/-innen als überwiegend Frankophone etwas häufiger als die Luxemburger der Aussage, das Luxemburgische sei eine eigene Sprache, widersprechen.

Als Kriterien für die Bestimmung des Status des Luxemburgischen als eigene Sprache gelten aus soziolinguistischer Sicht v.a. der Ausbau- und Standardisierungsgrad, der das Luxemburgische zunehmend von den moselfränkischen Dialekten in Deutschland entfernt (vgl. Gilles 2009: 186), sowie die Verwendung als Amtssprache. Den Status als Amtssprache und das Vorhandensein einer Grammatik nennt auch eine Interviewte, die mit der Zuschreibung einer Freundin, das Luxemburgische sei ein Dialekt des Deutschen, hadert:

»Also ich habe erst vor kurzem herausgefunden, dass das Luxemburgische an sich ein Dialekt ist, durch eine Freundin an sich, die mir gesagt hat, sie hätte das in einem Kurs [an der Universität] gehabt. Es wären eben deutsche Dialekte gewesen. [...] Aber für mich ist das ja sehr schwer so, ja einfach so einzuordnen, weil ich ja aber schon so lange mit dem Gedanken im Kopf lebe, Luxemburgisch ist eine eigene Sprache. Und es ist ja aber auch unsere Amtssprache neben dem Deutschen. Es ist ja nicht ein Amtsdialekt. Daher fällt mir das noch manchmal ein bisschen schwer. Wir hatten ja auch Luxemburgisch in der Schule mit eigener Grammatik. Ich weiß nicht, haben die meisten Dialekte eine eigene Grammatik?«<sup>115</sup> (weiblich, 24 Jahre, Luxemburgerin, Luxemburg)

Die Zuschreibung des Dialektstatus statt des lange verinnerlichten Sprachstatus scheint die sprachliche Identität der Interviewten erschüttert zu haben. Hier zeigt sich, wie die Subjektkonstitution durch die Adressierung der Muttersprache als Dialekt, die mit dem hohen symbolischen Wert des Luxemburgischen kollidiert, ins Wanken gerät und neu verhandelt werden muss. Die große Rolle, die das Luxemburgische als Sprache in der Subjektivierung der Sprecherin spielt, zeigt sich auch im folgenden Abschnitt desselben Interviews:

**115** | Eigene Übersetzung von: »Also ech hu réischt viru kuerzem erausfonnt, dass Lëtzebuergesch u sech en Dialekt ass, duerch eng Frëndin u sech, wat mer gesot huet, et hätt dat an engem Cours gehat. Et wieren eben däitsch Dialekte gewiescht. [...] Mee fir mech ass dat jo immens schwéier, fir sou, jo einfach sou anzeuerdnen, well ech jo awer lo scho sou laang mat deem Gedanken am Kapp liewen, Lëtzebuergesch ass eng eege Sprooch. An 't ass jo awer och eis Amtssprooch niewent dem Däitschen. 'T ass jo net en Amtsdialekt. Vun dohier fält mer dat na heiansdo awer bësse schwéier. Mir hate jo och Lëtzebuergesch an der Schoul mat eegener Grammatik. Ech weess net, hunn déi meescht Dialekter eng eege Grammatik?«

»Wie gesagt, für mich war das eher so ein Schock, als sie mir das an sich sagte. »Wie, das ist doch meine Sprache!«<sup>116</sup> (weiblich, 24 Jahre, Luxemburgerin, Luxemburg)

In Aneignungs- und Zuschreibungsprozessen vermischen sich oft räumliche mit sprachlichen Kriterien. Es fällt auf, dass die Befragten in den Interviews häufig auch über Sprache sprechen, wenn es um Zugehörigkeit und die Großregion geht:

»Und dann die dritte [Tochter], die würde ich schon zu den Saarländern zählen. Auch so von der Sprache her. Man definiert es ja meistens über die Sprache, den Dialekt. Und die Jüngste, die ist wie gesagt im Saarland geboren« (weiblich, 48 Jahre, Deutsche, Saarland).

»Aber klar, man identifiziert sich ja viel mit seinem Land und es ist eben deine Sprache und natürlich auch das ganze Kulturelle auch einfach«<sup>117</sup> (weiblich, 24 Jahre, Luxemburgerin, Luxemburg).

### 5.9.5 Fazit

Die Auswertung der Fragebogenstudie und der Interviews hat vielfältige Anknüpfungspunkte von Sprache und Identität in sprachlichen Praktiken und in der Bewertung von Sprachpraktiken und Sprachen (bzw. Varietäten) ergeben. Ausgangspunkt ist eine zweifache Sprachraumbildung: Einerseits wird über die beobachteten Sprachähnlichkeiten ein Raum konstruiert, der die heutigen territorialen Grenzen überschreitet und sich an das alte moselfränkische Dialektkontinuum anlehnt, andererseits spiegeln sich die territorialen Grenzen in einem mehrsprachigen luxemburgischen Sprachraum wider, der sich deutlich vom benachbarten deutschen Sprachraum abgrenzt. Der besondere Status des Luxemburgischen für die Identitäten seiner Sprecher/-innen zeigt sich in positiven Bewertungen bei den semantischen Differentialen und in hohen Zustimmungsraten zur Aussage, das Luxemburgische sei eine eigene Sprache. Dazu lässt sich auch die tendenziell negativere Wertung der Dialektverwendung durch deutsche Sprecher/-innen in Luxemburg stellen, die im Vergleich zur Verwendung der deutschen Standardsprache oder des Luxemburgischen deutlich abfällt. Das Luxemburgische unterscheidet sich von den moselfränkischen Dialekten der deutschen Grenzregion durch seinen Sprachstatus, seinen Nutzen in der Kommunikation sowie durch die besondere Rolle, die es bei der Konstruktion einer nationalen Identität gespielt hat (vgl. Fehlen 2011: 571f.) und in den Subjektkonstitutionen seiner Sprecher/-innen spielt. Es hat für seine Sprecher/-innen einen hohen kommunikativen wie symbolischen Wert, was dazu führt, dass das Sprechen eines deutschen Dialekts

**116** | Eigene Übersetzung von: »Wéi gesot, fir mech war dat éischer sou e Schock, wéi et mer dat u sech sot. »Wéi, dat ass dach meng Sprooch!«

**117** | Eigene Übersetzung von: »Mee kloer, 't identifiziéiert een sech jo vill mat sengem Land an 't ass eben deng Sprooch an natierlech och dat ganzt Kulturellt och einfach.«

in Luxemburg wegen der geringeren kommunikativen Reichweite und des niedrigeren Status nicht von allen Sprecher/-innen als adäquat angesehen wird.

## 5.10 SCHLUSSFOLGERUNGEN

Mit den Fallstudien dieses Kapitels wurde der Versuch unternommen – entsprechend dem oftmals geäußerten Desiderat – empirische Arbeiten vorzulegen, die sowohl moderne Ansätze der Raum- und Identitätsforschung als auch der modernen Subjektanalyse miteinander verknüpfen. Gegenstand war die Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen in Grenzregionen, wie sie sich in Subjektkonstitutionen artikulieren. Dafür wurde in Anknüpfung an Kapitel 3 der Schwerpunkt auf Subjektivierungen gelegt, d.h. auf die Frage, wie Normsetzungen und Sinnzuweisungen in alltagskulturellen Praktiken tatsächlich gelebt werden. Das Erkenntnisinteresse richtete sich zum einen auf das Verhältnis von Subjektivationen und Subjektivierungen bzw. auf die darin zum Ausdruck kommenden Verschiebungen und kreativen Aneignungsformen, zum anderen auf das Verhältnis von Räumen und Identitäten in grenzüberschreitenden Bezügen.

Vor diesem Hintergrund wurden in einer Reihe von Fallstudien Subjektivations- und Subjektivierungsprozesse themenspezifisch herausgearbeitet und miteinander verknüpft. So z.B. über alltägliche Praktiken der Ernährung: Diese wurden mit sozialen, kulturellen und institutionellen Aspekten in Verbindung gebracht und darauf befragt, welche Subjektivierungen im Hinblick auf Nachhaltigkeit bzw. »verantwortungsvolle Ernährung« zum Ausdruck kommen. Die Ergebnisse spiegeln eine weitgehend hedonistische Subjektconstitution der Befragten wider, bei der weniger allgemeine ethisch-politische Subjektivationen denn vielmehr selbst- und gesundheitsbezogene Subjektivationen sowie ökonomische Faktoren eine Rolle spielen. Die Fallstudie hat gezeigt, dass ernährungsbezogene Subjektconstitutionen im Schnittpunkt konkurrierender Subjektivationstechniken stehen, die in alltagskulturellen Praktiken pragmatisch und kontingent angeeignet werden.

Daneben wurden Familienidentitäten und Raumkonstruktionen anhand von Praktiken des Totengedenkens rekonstruiert. Die dafür untersuchten Grabdenkmäler mit ihren Bildformeln standen für einen visuellen Diskurs und für die darin eingelassenen Subjektconstitutionen. In der Gegenüberstellung von römischen Bildmotiven und ihrer lokalen Aneignungsformen zeichneten sich Subjektivierungen ab, die zwar das römische Bildrepertoire aufgreifen, dieses aber über differenzierte Variationen verhandeln und lokale Identitäten zum Ausdruck bringen. Der damit zu Tage tretende kreative Umgang mit Subjektivationen unterscheidet sich allerdings im Vergleich der betrachteten Standorte, was auf eine sozialräumliche Differenzierung von Subjektconstitutionen sowie von territorialen Räumen verweist.

Außerdem wurden Arbeitersiedlungen als Nexus von alltagskulturellen Praktiken untersucht, wobei besonders materiale Aspekte interessierten. Die sich hier abzeichnenden Subjektkonstitutionen sind im Schnittfeld von unternehmerischer Verregelung und Kontrolle sowie deren Annahme bzw. Umgehung zu situieren, wobei eine Tendenz zur pragmatischen Übernahme von Subjektivationen besteht. Die mit dem Ort der Arbeitersiedlung verbundenen Materialitäten standen nicht nur im Zusammenhang mit den für ihn konstitutiven Praktiken, sondern sie besitzen auch eine hohe symbolische Relevanz für Subjektivierungsprozesse.

Subjektkonstitutionen wurden ferner anhand von Erinnerungspraktiken aufgedeckt. Dafür wurden Subjektivationen, wie sie in die Berichterstattung über den Zweiten Weltkrieg in unterschiedlichen nationalen Tageszeitungen eingelasen sind, mit Subjektivierungen in Verbindung gebracht, die sich an Sinndeutungen und Kategorisierungen des individuellen Erinnerns ablesen lassen. Die Gegenüberstellung zeigt eine zu den Printmedien oft gegenläufige Aneignung der Vergangenheit, obgleich die angebotene Opfer/Täter-Codierung vielfach übernommen wird. Eine Ausnahme bilden Subjektkonstitutionen in den untersuchten deutschen Grenzräumen, die von einem diffusen Verhältnis der Täter/Opfer-Kategorien gekennzeichnet sind und einen generellen Bruch im Untersuchungsgebiet markieren zwischen vergangenheitsbezogenen Zuschreibungen und Aneignungen dies- und jenseits der deutschen Staatsgrenze.

Die in den Fallstudien durchgeführte Verschneidung von Subjektivations- und Subjektivierungsprozessen hat Subjektkonstitutionen – und damit empirische Momente der Identitätsarbeit – offengelegt, die weitgehend von ambivalenten und unberechenbaren Kombinationslogiken gekennzeichnet sind. Dies bestätigt den kreativ-ereignishaften Charakter von sozialen Praktiken sowie der darin angelegten Identitätskonstruktionen und lenkt den Blick auf Artikulationsformen des ›Dazwischen‹, die sowohl territoriale als auch kategoriale Grenzräume charakterisieren. Solche Grenzräume und ihre Konstruktionsmechanismen wurden in weiteren Fallstudien vertiefend untersucht, etwa anhand von Subjektivierungen in Verbindung mit Geschlecht und Raum: Hier ging es um praktisches Wissen, aus dem sich raumbezogene Identitäten ableiten lassen und um die räumliche Situiertheit sozialer Praktiken, deren Deutungen wiederum vergeschlechtlichend wirken. Untersucht wurden Restaurationsorte, Orte der Körperlichkeit und Orte im Freien, die zeigen, dass sich die binäre Codierung von öffentlichen Räumen als weiblich/männlich teilweise auflöst. Die herausgearbeiteten Subjektivierungen überwinden den klassischen verräumlichenden Geschlechterdiskurs, in qualitativer Hinsicht jedoch bleibt der aufscheinende ›heterosoziale Grenzraum‹ den traditionellen Subjektivationen verhaftet. Daneben wurden Subjektivierungen im Hinblick auf sub- bzw. periurbane Räume rekonstruiert, wobei die dafür herangezogenen Sinndeutungen ihrer Bewohner/-innen terminologische Abweichungen zum subjektivierenden Diskurs der raumbezogenen Planung anzeigen und auf das Problem verweisen, ›den Raum‹ zwischen Stadt und Land bzw. Grenzräume

im Allgemeinen widerspruchsfrei und eindeutig zu charakterisieren. Vielmehr zeichneten sich diffuse – aber durchweg positiv besetzte – raumbezogene Identitäten ab, die sich in alltagskulturellen Praktiken der Aneignung materialisieren.

Aneignungsprozesse wurden in einer weiteren Fallstudie in Bezug auf raum- und gruppenbezogene Identitätskonstruktionen ausgeleuchtet, und zwar anhand von Subjektivierungen im Hinblick auf die grenzüberschreitend verfasste Raumeinheit ›Großregion‹ und auf die Gruppe der grenzüberschreitenden Wohnmigrant/-innen. Deutlich wurde hier, dass die Überschreitung nationaler Grenzen im Zuge von alltagskulturellen Praktiken bedeutsam ist, wenngleich diese Variable nicht zwangsläufig zu homogenen raum- und gruppenbezogenen Identifizierungen in Grenzregionen führt. Das Verhältnis zwischen empirischer ›Raum-Erfahrung‹ und Identifizierungsprozessen gerät auch in der Studie über Subjektivierungen in Bezug auf Sprache in den Blick. Hier wird anhand von Sprachpraktiken und sprachenbezogenen Sinndeutungen das Zusammenspiel von raum- und sprachenbezogenen Kriterien rekonstruiert, das auf einen Zusammenhang zwischen den Wohnregionen der Befragten und den dort gesprochenen Sprachen verweist. Außerdem spiegeln die erhobenen Subjektivierungen geeignete ›Sprachräume‹ zurück, die sowohl quer zu nationalen Grenzen liegen als auch diese verstärken.

Der in den Fallstudien durchweg bearbeitete Untersuchungskontext ›Grenzregion‹ fungierte nicht nur als ein wissenschaftliches Experimentierfeld für ›postmoderne Fragestellungen‹, sondern selbst als ein Disziplinierungsinstrument. Denn wie in Kapitel 2 dargelegt, schließen Untersuchungen ›in grenzüberschreitenden Bezügen‹ die Annahme von festen Raumgrößen, vorgegebenen Identitäten und von gesellschaftlichen Strukturen zum Handeln befähigten Subjekten aus. Vielmehr sahen sich die Autor/-innen (immer wieder) veranlasst, eine genuin konstruktivistisch-relationale Perspektive auf ihre Untersuchungsgegenstände einzunehmen, die sich in diesem Kapitel v.a. in der Dezentrierung des Subjekts äußerte. Damit rückte an die Stelle des empirischen Subjekts die Auffassung vom Subjekt als sozial konstituiert und als das Soziale konstituierend, kurz: das Subjekt als empirisches Projekt. Diese – in die analytischen Kategorien der Subjektivierung und Subjektivation übersetzte – Untersuchungsperspektive schreibt sich nicht nur in die modernen Kulturwissenschaften ein, sondern ermöglicht erst adäquate Zugriffe auf Subjekte im Kontext der Grenze (und darüber hinaus).

## 5.11 LITERATUR

- Althusser, Louis (2010 [1977]): »Ideologie und ideologische Staatsapparate«, in: Louis Althusser (Hg.), *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*, Hamburg/Berlin: VSA, S. 108-153.
- Andrikopoulou-Strack, Jeanne-Nora (1986): *Grabbauten des 1. Jahrhunderts n. Chr. im Rheingebiet*, Köln: Rheinland-Verlag.

- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München: C.H. Beck.
- Assmann, Aleida (2008): »Transformations between History and Memory«, in: *Social Research* 75, S. 49-72.
- Baltes-Löhr, Christel (2000): »Migration als Subversion des Raumes«, in: Renate von Bardeleben (Hg.), *Frauen in Kultur und Gesellschaft. Ausgewählte Beiträge der 2. Fachtagung Frauen-/Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz*, Tübingen: Stauffenburg Verlag, S. 513-524.
- Baltes-Löhr, Christel (2003): »Grenzverschiebungen. Theoriekonzepte zum Begriff ›Grenze‹«, in: Thomas Geisen/Allen Karchen (Hg.), *Grenze: Sozial – Politisch – Kulturell. Ambivalenzen in den Prozessen der Entstehung und Veränderung von Grenzen*, Frankfurt a.M./London: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S. 82-98.
- Baltes-Löhr, Christel (2006): *Migration und Identität. Portugiesische Frauen in Luxemburg*, Frankfurt a.M./London: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Baltes-Löhr, Christel (2014): »Immer wieder Geschlecht – immer wieder anders. Versuch einer Begriffsbestimmung«, in: Dies./Erik Schneider (Hg.), *Normierte Kinder. Effekte der Geschlechternormativität auf Kindheit und Adoleszenz*, Bielefeld: transcript, S. 17-39.
- Bauman, Zygmunt (2000): *Liquid Modernity*, Cambridge: Polity Press.
- Becker, Tom/Hesse, Markus (2010): »Internationalisierung und Steuerung internationaler Wohnungsmärkte – das Beispiel Luxemburg«, in: *Informationen zur Raumentwicklung* 5/6, S. 403-415.
- Becker, Ruth (2008): »Angsträume oder Frauenräume? Gedanken über den Zugang von Frauen zum öffentlichen Raum«, in: *Feministisches Kollektiv* (Hg.), *Street Harassment. Machtprozesse und Raumproduktion*, Wien: Mandelbaum Verlag, S. 56-74.
- Beckmann, Klaus/Hesse, Markus/Holz-Rau, Christian/Marcel Hunecke (Hg.) (2006): *Stadtleben. Wohnen, Mobilität und Lebensstil*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Benedikter, Roland (2011): »Subjekt«, in: Helmut Reinalter/Peter J. Brenner (Hg.), *Lexikon der Geisteswissenschaften*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag.
- Benjamin, Walter (1966): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Berlin: Suhrkamp.
- Berger, Maxi (2013): »Autonome Subjekte und der Vorrang des Objekts. Überlegungen zu einer Implikation von Praxistheorien«, in: Thomas Alkemeyer/Gunilla Budde/Dagmar Freist (Hg.), *Selbstbildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*, Bielefeld: transcript, S. 313-328.
- Bourdieu, Pierre (1983): *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital (= Soziale Welt, Sonderband 2)*, Göttingen: Schwartz & Co., S. 183-198.

- Brunner, Karl-Michael (2003): »Konsumprozesse im Ernährungsfeld: Chancen für Nachhaltigkeit?«, Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens, Mitteilungen 10, S. 22-29.
- Brunner, Karl-Michael (2007): »Ernährungspraktiken und nachhaltige Entwicklung – eine Einführung«, in: Karl-Michael Brunner/Sonja Geyer/Marie Jelenko/Walpurga Weiss/Florentina Astleithner (Hg.), Ernährungsalldtag im Wandel. Chancen für Nachhaltigkeit, Wien/New York: Springer, S. 1-38.
- Bucholtz, Mary/Hall, Kira (2005): »Language and Identity«, in: Alessandro Duranti (Hg.): A Companion to Linguistic Anthropology. Reprint (= Blackwell Companions to Anthropology, Band 1), Malden: Blackwell, S. 369-394.
- Bührmann, Andrea/Schneider, Werner (2007): »Mehr als nur diskursive Praxis? – Konzeptionelle Grundlagen und methodische Aspekte der Dispositivanalyse«, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 8, Art. 28, [www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/237/525](http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/237/525), eingesehen am 23.12.2013.
- Bührmann, Andrea/Schneider, Werner (2008): Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse, Bielefeld: transcript.
- Bürkner, Hans-Joachim (2011): »Zwischen Naturalisierung, Identitätspolitik und Bordering – Theoretische Ansatzpunkte für die Analyse von Identitäten in Grenzräumen«, in: Wilfried Heller (Hg.), Identitäten und Imaginationen der Bevölkerung in Grenzräumen, Berlin: Lit Verlag, S. 17-56.
- Buschmann, Nikolaus (2013): »Persönlichkeit und geschichtliche Welt. Zur praxeologischen Konzeptualisierung des Subjekts in der Geschichtswissenschaft«, in: Thomas Alkemeyer/Gunilla Budde/Dagmar Freist (Hg.), Selbstbindungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung, Bielefeld: transcript, S. 125-149.
- Brosius, Jacques/Carpentier, Samuel (2010): »Grenzüberschreitende Wohnmobilität von in Luxemburg ansässigen Erwerbstätigen: Quantifizierung und Charakterisierung des Phänomens«, in: Samuel Carpentier (Hg.), Die grenzüberschreitende Wohnmobilität zwischen Luxemburg und seinen Nachbarregionen, Luxemburg: Editions Saint-Paul, S. 15-36.
- Butler, Judith (2001 [engl. Original 1997]): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Caregari, Laure/Leboutte, René/Sauer, Arnaud/Scuto, Denis (2012): »Histoire industrielle – Bilan & Perspectives«, in: Hémecht 64/4: Actes des 4e Assises de l'histoire luxembourgeoise.
- Caregari, Laure/Lorang, Antoinette (2013): »Werkwohnungsbaubau in der Großregion. Eine Forschungsbilanz«, in: Mutations. Mémoires et perspectives du Bassin Minier 6, S. 47-60.
- Carlsson-Kanyama, Annika (1998): Climate Change and Dietary Choices. How Can Emissions of Greenhouse Gases from Food Consumption be Reduced?, in: Food Policy 23/3-4, S. 277-293.

- Chambers, J. K./Trudgill, Peter (2002): *Dialectology*, 2. Aufl., Cambridge: University Press.
- Champion, Anthony Gerard (1989): *Counterurbanization: The Changing Pace and Nature of Population Deconcentration*, London: Arnold.
- Cloke, Paul (2011): »Urban-rural«, in: John Agnew/David Livingstone (Hg.): *The Sage Handbook of Geographical Knowledge*, London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage, S. 563-570.
- Commaille, Laurent (2004): »Ein neues Bild der Arbeitersiedlungen in Lothringen«, in: Hans-Walter Herrmann/Rainer Hudemann/Eva Kell (Hg.), *Forschungsaufgabe Industriekultur. Die Saarregion im Vergleich*, Saarbrücken: Merziger Druckerei und Verlag, S. 361-374.
- Crenshaw, Kimberlé (1991): »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics and Violence Against Women of Color«, in: *Stanford Law Review* 43/6, S. 1241-1299.
- Degele, Nina (2010): *Andere Räume. Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender*, Bielefeld: transcript.
- Dasen, Véronique/Späth, Thomas (2010): *Children, Memory & Family Identity in Roman Culture*, Oxford: Oxford University Press.
- Deppmeyer, Korana (2005): »Das Akkulturationsmodell«, in: Günther Schörner (Hg.), *Romanisierung – Romanisation. Theoretische Modelle und praktische Fallbeispiele*, Oxford: Archaeopress, S. 57-63.
- Dirksmeier, Peter (2009): *Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land*, Bielefeld: transcript.
- Dörhöfer, Kerstin (2000): »»Halböffentlicher Raum« – eine Metapher zur Auflösung (nicht nur) räumlicher Polarität«, in: Monika Imboden/Franziska Meister/Daniel Kurz (Hg.), *Stadt – Geschlecht – Raum. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich: Chronos, S. 101-118.
- Düwell, Kurt (1997): »Trier und sein Umland in der Schlußphase des Zweiten Weltkriegs«, in: Kurt Düwell/Michael Matheus (Hg.), *Kriegsende und Neubeginn. Westdeutschland und Luxemburg zwischen 1944 und 1947 (= Geschichtliche Landeskunde: Veröffentlichungen des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz, Band 46)*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 97-106.
- Eberle, Ulrike/Hayn, Doris/Rehaag, Regina/Simshäuser, Ulla (2006): *Ernährungswende: Eine Herausforderung für Politik, Unternehmen und Gesellschaft*, München: Oekom.
- Edwards, John (2009): *Language and Identity. An Introduction*, Cambridge: University Press.
- European Environment Agency (EEA) (2005): *Household Consumption and the Environment*, EEA Report 11/2005, Kopenhagen/Luxemburg: Office for Official Publications of the European Communities.

- European Environment Agency (EEA) (2012): *Consumption and the Environment: 2012 Update. The European Environment State and Outlook 2010*, Kopenhagen: EEA.
- Europäische Kommission (2010): *Violence against Women and the Role of Gender Equality, Social Inclusion and Health Strategies*, Luxemburg: Publications Office of the European Union.
- ESPON/University of Luxembourg (2010): *Metroborder. Cross-border Polycentric Metropolitan Regions. Final Report*, Luxemburg.
- Fasold, Peter/Fischer, Thomas/von Hesberg, Henner/Witteyer, Marion (1998): *Bestattungssitte und kulturelle Identität. Grabanlagen und Grabbeigaben der frühen römischen Kaiserzeit in Italien und den Nordwest-Provinzen*, Köln: Rheinland-Verlag.
- Featherstone, Mike (1995): *Undoing Culture: Globalization, Postmodernism and Identity*, London: Sage.
- Fehlen, Fernand (2011): »Letzebourger Deutsch«. Aus der Vorgeschichte der Luxemburger Sprache (1815-1830)«, in: Association luxembourgeoise des enseignants de l'histoire (Hg.), *Du Luxembourg à l'Europe. Hommages à Gilbert Trausch à l'occasion de son 80<sup>e</sup> anniversaire*, Luxemburg: Editions Saint-Paul, S. 571-591.
- Fleischhauer, Rob (2013): *Lasauvage. Le fer des nobles*, Differdange: Amis de l'Histoire.
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1982): »Subjekt und Macht«, in: Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV: 1980-1988*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 269-294.
- Foucault, Michel (2005): »Subjekt und Macht«, in Daniel Defert/François Ewald (Hg.), *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. 1980-1988, Bd. 4*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 269-294.
- Foucault, Michel (2006): *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Governmentalität I*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Freigang, Yasmine (1997): »Die Grabmäler der gallo-römischen Kultur im Moselland. Studien zur Selbstdarstellung einer Gesellschaft«, in: *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz* 44, S. 277-440.
- Friedrich, Malte (2010): *Urbane Klänge: Popmusik und Imagination der Stadt*, Bielefeld: transcript.
- Füller, Henning/Marquardt, Nadine (2009): »Gouvernementalität in der humangeographischen Diskursforschung«, in: Georg Glaszke/Annika Mattisek (Hg.), *Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*, Bielefeld: transcript, S. 83-106.
- George, Michele (Hg.) (2005a): *The Roman Family in the Empire. Rome, Italy and Beyond*, Oxford: Oxford University Press.

- George, Michele (2005b): Family Imagery and Family Values in Roman Italy, in: Michele George (Hg.), *The Roman Family in the Empire*, Oxford: Oxford University Press, S. 37-66.
- Gergen, Kenneth (1991): *The Saturated Self: Dilemmas of Identity in Contemporary Life*, New York: Basic Books.
- Gertenbach, Lars (2012): »Governmentality Studies. Die Regierung der Gesellschaft im Spannungsfeld von Ökonomie, Staat und Subjekt«, in: Stephan Moebius (Hg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung*, Bielefeld: transcript, S. 109-127.
- Gilles, Peter (1999): Dialektausgleich im Lëtzebuergeschen. Zur phonetisch-phonologischen Fokussierung einer Nationalsprache (= Phonai, Band 44), Tübingen: Niemeyer.
- Gilles, Peter (2000): »Die Konstruktion einer Standardsprache. Zur Koinédebatte in der luxemburgischen Linguistik«, in: Dieter Stellmacher (Hg.), *Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der Internationalen Dialektologentagung. Göttingen, 19.-21. Oktober 1998* (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 109), Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 200-212.
- Gilles, Peter (2009): »Luxemburgisch in der Mehrsprachigkeit – Soziolinguistik und Sprachkontakt«, in: Michael Elmentaler (Hg.), *Deutsch und seine Nachbarn*, Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 185-200.
- Gilles, Peter (2010): »Sprache im Minette«, in: *Mutations. Mémoires et perspectives du Bassin Minier 1*, S. 111-123.
- Gilles, Peter (2011): »Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der luxemburgischen Sprachgemeinschaft«, in: Georg Mein/Heinz Sieburg (Hg.), *Medien des Wissens. Interdisziplinäre Aspekte von Medialität* (= Literalität und Liminalität, Band 4), Bielefeld: transcript, S. 43-64.
- Goethert-Polaschek, Karin (1980): *Römische Gläser im Rheinischen Landesmuseum Trier*, Trier: Selbstverlag des Rheinischen Landesmuseums.
- Graumann, Carl Friedrich (1983): »On Multiple Identities«, in: *International Social Science Journal* 35, S. 309-321.
- Habermas, Jürgen (1988): *Der philosophische Diskurs der Moderne – Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Herde, Adina (2005): *Kriterien für eine nachhaltige Ernährung auf Konsumentenebene*, Discussion Paper 20/05/05, Berlin: Technische Universität Berlin, Zentrum Technik und Gesellschaft.
- Haffner, Alfred/von Schnurbein, Siegmар (2000): *Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen. Akten des Internationalen Kolloquiums zum DFG-Schwerpunktprogramm »Romanisierung« in Trier vom 28. bis 30. September 1998*, Bonn: Dr. Rudolf Habelt.
- Harris, Richard/Larkham, Peter (Hg.) (1999): *Changing Suburbs: Foundation, Form and Function*, London: Spon.
- Harris, Richard (2006): *Creeping Conformity. How Canada Became Suburban 1900-1960*, Toronto: University of Toronto Press.

- Harris, Richard (2010): »Meaningful Types in a World of Suburbs«, in: *Research in Urban Sociology 10* (Suburbanization in Global Society), S. 15-47.
- Heinzelmann, Michael/Ortalli, Jacopo/Fasold, Peter/Witteyer, Marion (2001): Römischer Bestattungsbrauch und Beigabensitten in Rom, Norditalien und den Nordwestprovinzen von der späten Republik bis in die Kaiserzeit. Internationales Kolloquium, Rom 1.-3. April 1998, Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert.
- von Hesberg, Henner (2008): »The Image of the Family on Sepulchral Monuments in the Northwest Provinces«, in: Sinclair Bell/Inge Lyse Hansen (Hg.), *Role Models in the Roman World. Identity and Assimilation*, Ann Arbor: The University of Michigan Press, S. 257-269.
- Hesse, Markus (2010): »Suburbs: The next Slum? Explorations into the Contested Terrain of Social Construction and Political Discourse«, in: *Articulo – Journal of Urban Research 3*, <http://articulo.revues.org/1552>, eingesehen am 20.02.2014.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (2004): »Die sozialsymbolische Funktion der Sprache. The Social Symbolic Function of Language«, in: Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier/Peter Trudgill (Hg.), *Sociolinguistics. Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society*. 2nd completely revised and extended edition. Volume 1 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 3.1), Berlin/New York: de Gruyter, S. 491-502.
- Hingley, Richard (2010): »Cultural Diversity and Unity: Empire and Rome«, in: Shelley Hales/Tamar Hodos (Hg.), *Material Culture and Social Identities in the Ancient World*, Cambridge: University Press, S. 54-75.
- Hodos, Tamar (2010): »Local and Global Perspectives in the Study of Social and Cultural Identities«, in: Shelley Hales/Tamar Hodos (Hg.), *Material Culture and Social Identities in the Ancient World*, Cambridge: University Press, S. 3-31.
- Hudemann, Rainer/Wittenbrock, Rolf (Hg.) (1991): *Stadtentwicklung im deutsch-französisch-luxemburgischen Grenzraum (19. u. 20. Jh.)* (= Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, Band 21), Saarbrücken: SDV.
- Huebner, Sabine (2011): »Household Composition in the Ancient Mediterranean – What do we really know?«, in: Beryl Rawson (Hg.), *A Companion to Families in the Greek and Roman Worlds*, Malden/Oxford: Blackwell, S. 73-91.
- Huskinson, Janet (2011): »Picturing the Roman Family«, in: Beryl Rawson (Hg.), *A Companion to Families in the Greek and Roman Worlds*, Malden/Oxford: Blackwell, S. 521-541.
- Interregionale Arbeitsmarktbeobachtungsstelle (IBA) (Hg.) (2013): *Die Arbeitsmarktsituation in der Großregion. 8. Bericht an den Gipfel der Großregion*, Saarbrücken.
- Jameson, Fredric (1991): *Postmodernism or the Cultural Logic of Late Capitalism*, Durham: Duke University Press.

- Jaksche, Jutta (2005): »Ernährungspolitik – Zum Wohle des Verbrauchers« in: Karl-Michael Brunner, Karl-Michael/Gesa Schönberger (Hg.), Nachhaltigkeit und Ernährung. Produktion – Handel – Konsum, New York/Frankfurt a.M.: Campus, S. 263-276.
- Kant, Immanuel (1786): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Riga: Johann Friedrich Hartknoch.
- Kant, Immanuel (1868 [1781]): Kritik der reinen Vernunft, Leipzig: Leopold Voss.
- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian (2006): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kieffer, Marcel (2006): »Kind der Kolonien«, in: Ville d'Esch-sur-Alzette (Hg.), 100 Joer Esch. 1906-2006, Luxembourg: Editions Guy Binsfeld, S. 306-311.
- Kirby, Andrew/Modarres, Ali (2010): »The Suburban Question: An Introduction«, in: Cities 27/2, S. 65-67.
- Kloosterman, Robert/Musterd, Sako (2001): »The Polycentric Urban Region: Towards a Research Agenda«, in: Urban Studies 38/4, S. 623-633.
- Knebler, Christophe/Scuto, Denis (2010): Belval. Passé, présent et avenir d'un site luxembourgeois exceptionnel (1911-2011), Esch-sur-Alzette: Editions Le Phare.
- Kockel, Valentin (1993): Porträtreiefs stadtrömischer Grabbauten. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis des spätrepublikanisch-frühkaiserzeitlichen Privatporträts, Mainz: Verlag Philipp von Zabern.
- Krause, Jens-Uwe (2003): »Antike«, in: Andreas Gestrich/Jens-Uwe Krause/Michael Mitterauer (Hg.), Geschichte der Familie, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Kudera, Werner/Voß, Günter (2000): Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Latour, Bruno (2008): Wir sind nie modern gewesen – Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lefèbvre, Louis (1975): »Les sculptures gallo-romaines du musée d'Arlon«, in: Bulletin trimestriel de l'Institut archéologique du Luxembourg, Arlon 7, S. 1-91.
- Lemke, Thomas (2008): »Gouvernementalität«, in: Clemens Kammler (Hg.), Foucault-Handbuch. Leben – Wirkung – Werk, Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 260-263.
- Lorang, Antoinette (1994): Luxemburgs Arbeiterkolonien und billige Wohnungen: 1860 – 1940. »...wo der Arbeiter sich daheimfühlt und die Schnapskneipe meiden lernt«, Luxembourg: Ministère du Logement.
- Macdonald, Sharon (2013): Memorylands. Heritage and Identity in Europe Today, London: Routledge.

- Mariën, Marcel Edouard (1945): *Les monuments funéraires de l'Arlon romain*, (= *Annales de l'Institut Archéologique du Luxembourg*, Band 76), Arlon: Institut Archéologique du Luxembourg.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1969): *Werke*, Band 3, Berlin: Dietz Verlag.
- von Massow, Wilhelm (1940): »Bronzestatuetten einer Göttin aus Belgien«, in: *Trierer Zeitschrift* 15, S. 28-34.
- McCarthy, James (2008): »Rural geography: Globalizing the countryside«, in: *Progress in Human Geography* 32/1, S. 129-137.
- Michel, Joël (1989): »Die industriellen Beziehungen im französischen Bergbau vom Ende des 19. bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts«, in: Gerald D. Feldman/Klaus Tenfelde (Hg.), *Arbeiter, Unternehmer und Staat im Bergbau. Industrielle Beziehungen im internationalen Vergleich*, München: Beck, S. 220-225.
- Mitchell, Clare J. (2004): »Making Sense of Counterurbanization«, in: *Journal of Rural Studies* 20/1, S. 15-34.
- Moebius, Stephan (2008): »Handlung und Praxis. Konturen einer poststrukturalistischen Praxistheorie«, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 58-74.
- Nicolaides, Becky (2006): »How Hell Moved from the City to the Suburbs«, in: Kevin Kruse/Thomas Sugrue (Hg.), *The New Suburban History*, Chicago/London: University of Chicago Press, S. 80-98.
- Nienaber, Birte/Kriszan, Agnes (2013): »Entgrenzte Lebenswelten: Wohn- und Arbeitsmigration als Ausdruck transnationaler Lebensentwürfe im deutsch-luxemburgischen und deutsch-polnischen Grenzraum«, in: *Raumforschung und Raumordnung* 71/3, S. 221-232, [http://link.springer.com/article/10.1007%2F978-3-70-013-023-0\\_2](http://link.springer.com/article/10.1007%2F978-3-70-013-023-0_2), eingesehen am 20.02.2014.
- Nietzsche, Friedrich (2009 [1885]): *Digitale Kritische Gesamtausgabe (eKGWB)*, [www.nietzschesource.org/#eKGWB/NF-1885,38](http://www.nietzschesource.org/#eKGWB/NF-1885,38), eingesehen am 20.02.2014.
- Paasi, Anssi (2002): »Bounded Spaces in the Mobile World. Deconstructing »Regional Identity««, in: *Tijdschrift voor economische en sociale geografie* 93/2, S. 137-148.
- Paasi, Anssi (2003): »Region and place: regional identity in question«, in: *Progress in Human Geography* 27/4, S. 475-485.
- Pagliarini, Luciano/Heng, Clemens (2009): *L'autre mine. La mine dite »Bei de Collaren« à Esch-sur-Alzette. Période de 1726 à 1912*, Esch-sur-Alzette: Editions Schortgen.
- Paluch, Didier (1997): *Périurbanisation: une croissance continue. Nord-Pas-de-Calais Profils*, Lille: INSEE Nord-Pas-de-Calais.
- Parr, John B. (2004): »The polycentric urban region: a closer inspection«, in: *Regional Studies* 38/3, S. 231-240.
- Pflug, Hermann (1989): *Römische Porträtstelen in Oberitalien. Untersuchungen zur Chronologie, Typologie und Ikonographie*, Mainz: Verlag Philipp von Zabern.

- Piorr, Annette/Ravetz, Joe/Tosics, Ivan (2011): Peri-urbanisation in Europe. Towards European Policies to Sustain Urban-Rural Futures. Synthesis Report, Frederiksberg: University of Copenhagen/Forest & Landscape.
- Pirling, Renate (1986): Römer und Franken am Niederrhein, Mainz: Verlag Philipp von Zabern.
- Pratt, Geraldine (1994): »Suburbs«, in: Ron Johnston/Derek Gregory/David Smith (Hg.), Dictionary of Human Geography, 3. Aufl., Cambridge: Blackwell, S. 606-607.
- Prykhodko, Olena (2008): »Are Mini Skirts Guilty? The Discourse on Sexual Harassment as Cultural Phenomenon in Public Spaces«, in: Feministisches Kollektiv (Hg.), Street Harassment. Machtprozesse und Raumproduktion, Wien: Mandelbaum Verlag, S. 37-54.
- Quasten, Heinz (1970): Die Wirtschaftsformation der Schwerindustrie im Luxemburger Minett, Saarbrücken: Universität des Saarlandes.
- Raco, Mike (2006): »Building New Subjectivities: Devolution, Regional Identities and the Re-scaling of Politics«, in: Mark Tewdwr-Jones/Phil Allmendinger (Hg.), Territory, Identity and Spatial Planning, London: Routledge, S. 320-334.
- Reckinger, Rachel (2007a): »Le vin«, in: Sonja Kmec/Benoît Majerus/Michel Margue/Pit Péporté (Hg.), Lieux de mémoire au Luxembourg. Band 1: Usages du passé et construction nationale, Luxembourg: Editions Saint-Paul, S. 305-310.
- Reckinger, Rachel (2007b): »La bière«, in: Sonja Kmec/Benoît Majerus/Michel Margue/Pit Péporté (Hg.), Lieux de mémoire au Luxembourg. Band 1: Usages du passé et construction nationale, Luxembourg: Editions Saint-Paul, S. 311-317.
- Reckinger, Rachel/Baltes-Löhr, Christel/Prüm, Agnès/Wille, Christian (2010): »Alltagskulturen und Identitäten«, in: IPSE (Hg.), Doing Identity in Luxembourg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus, Bielefeld: transcript, S. 235-294.
- Reckinger, Rachel/Wille, Christian/Schulz, Christian (2010): »Identitätskonstruktionen in Luxemburg«, in: IPSE (Hg.), Doing Identity in Luxembourg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus, Bielefeld: transcript, S. 295-298.
- Reckinger, Rachel (2011): »De la terre natale symbolique au terroir sensoriel. Usage politique et normativité didactique du discours sur l'origine des vins«, in: Serge Wolikow/Olivier Jacquet/Christophe Lucand (Hg.), De Jules Guyot à Robert Parker: 150 ans de construction des territoires du vin, Dijon: Editions Universitaires de Dijon, S. 259-268.
- Reckinger, Rachel (2012a): Parler vin. Entre normes et appropriations, Tours/Rennes: Presses Universitaires François Rabelais/Presses Universitaires de Rennes.

- Reckinger, Rachel (2012b): »Produits culinaires régionaux«, in: Sonja Kmec/Pit Péporté (Hg.): *Lieux de mémoire au Luxembourg*, Band 2: *Jeux d'échelles*, Luxembourg: Editions Saint-Paul, S. 181-186.
- Reckinger, Rachel (2013): *Der Gouvernementalitätsbegriff. Eine Perspektive zur Untersuchung von Raum- und Identitätskonstruktionen (= IDENT2-Working Papers 4)*, Luxemburg, [http://www.uni.lu/content/download/62474/745288/file/IDENT2\\_Working-Paper\\_04-2013.pdf](http://www.uni.lu/content/download/62474/745288/file/IDENT2_Working-Paper_04-2013.pdf), eingesehen am 23.12.2013.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32/4, S. 282-301.
- Reckwitz, Andreas (2004): »Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien: Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien«, in: Manfred Gabriel (Hg.), *Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 303-328.
- Reckwitz, Andreas (2006): *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas (2008a): *Subjekt*, Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2008b): »Subjekt/Identität«, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 75-92.
- Reckwitz, Andreas (2009): »Praktiken der Reflexivität: Eine kulturtheoretische Perspektive auf hochmodernes Handeln«, in: Fritz Böhle/Margit Wehrich (Hg.), *Handeln unter Unsicherheit*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 169-182.
- Reckwitz, Andreas (2010): »Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus«, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 179-205.
- Reddeker, Sebastian (2010): »Kollektivsymbole und (neue) Identitätsangebote in der luxemburgischen Werbung«, in: IPSE (Hg.), *Doing Identity in Luxembourg. Subjektive Aneignungen – institutionelle Zuschreibungen – sozio-kulturelle Milieus*, Bielefeld: transcript, S. 191-203.
- Reuter, Julia (2008): »Globalisierung: Phänomen – Debatte – Rhetorik«, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.): *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 263-276.
- Riehl, Claudia Maria (1999): »Grenzen und Sprachgrenzen«, in: Monika Fludernik/Hans-Joachim Gehrke (Hg.), *Grenzgänger zwischen Kulturen (= Identitäten und Alteritäten, Band 1)*, Würzburg: Ergon, S. 41-56.
- Rose, Hannelore (2007): »Privatheit als öffentlicher Wert – Zur Bedeutung der Familie auf Grabmonumenten der Gallia Belgica«, in: Elisabeth Walde/Barbara Kainrath (Hg.), *Die Selbstdarstellung der römischen Gesellschaft in den*

- Provinzen im Spiegel der Steindenkmäler, Innsbruck: Innsbruck University Press, S. 207-224.
- Rothe, Ursula (2009): *Dress and Cultural Identity in the Rhine-Moselle Region of the Roman Empire*, Oxford: Archaeopress.
- Sabrow, Martin (2006): »Die NS-Vergangenheit in der geteilten deutschen Geschichtskultur«, in: Christoph Kleßmann/Peter Lautzas (Hg.): *Teilung und Integration. Die doppelte deutsche Nachkriegsgeschichte als wissenschaftliches und didaktisches Problem (= Reihe Politik und Bildung, Band 41)*, Schwalbach/Ts.: Wochenschau, S. 132-151.
- Schmid, Christian/Brenner, Neil (2011): »Planetary Urbanisation«, in: Matthew Gandy (Hg.), *Urban Constellations*, Berlin: Jovis, S. 10-13.
- Schmidt, Robert (2012): *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schmitz, Walter (2007): »Die europäische Stadt: Teil unseres kulturellen Erbes«, in: Erich Greipl/Stefan Müller (Hg.), *Zukunft der Innenstadt. Herausforderungen für ein erfolgreiches Stadtmarketing*, Wiesbaden: Gabler Verlag, S. 33-45.
- Schnuer, Gregor/Boesen, Elisabeth/Wille, Christian (2013): »We, You, the Others. Constructions of Difference and Identity in the Greater Region«, Vortrag auf der 12th International Conference »European Culture«, Universitat Internacional de Catalunya, Barcelona.
- Scholz, Markus (2012): *Grabbauten des 1.-3. Jahrhunderts in den nördlichen Grenzprovinzen des Römischen Reiches, Band 1*, Mainz: Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums.
- Schörner, Günther (2005): »Einführung«, in: Günther Schörner (Hg.), *Romanisierung – Romanisation. Theoretische Modelle und praktische Fallbeispiele*, Oxford: Archaeopress, S. V-XVI.
- Schrott, Karin (2005): *Das normative Korsett. Reglementierungen für Frauen in Gesellschaft und Öffentlichkeit in der deutschsprachigen Anstands- und Benimmliteratur zwischen 1871 und 1914*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schuster, Nina (2010): *Andere Räume. Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender*, Bielefeld: transcript.
- Sedlacko, Michal/Reisch, Lucia/Scholl, Gerd (2013): »Sustainable Food Consumption. When Evidence-Based Policy-Making meets Policy-Minded Research. Introduction to the Special Issue«, in: *Sustainability: Science, Practice & Policy* 9/2, S. 1-6, <http://sspp.proquest.com>, eingesehen am 20.02.2014.
- Setzwein, Monika (2006): »Frauenessen – Männeressen? Doing Gender und Essverhalten«, in: Petra Kolip/Thomas Altegeld (Hg.), *Geschlechtergerechte Gesundheitsförderung und Prävention. Theoretische Grundlagen und Modelle guter Praxis*, Weinheim/München: Juventa Verlag, S. 41-60.
- Sieburg, Heinz (2013): »Die Stellung der deutschen Sprache in Luxemburg. Geschichte und Gegenwart«, in: Heinz Sieburg (Hg.), *Vielfalt der Sprachen – Varianz der Perspektiven. Zur Geschichte und Gegenwart der Luxemburger*

- Mehrsprachigkeit (= Interkulturalität. Studien zu Sprache, Literatur und Gesellschaft, Band 3), Bielefeld: transcript, S. 81-106.
- Sonntag, Monika (2013): Grenzen überwinden durch Kultur? Identitätskonstruktionen von Kulturakteuren in europäischen Grenzregionen (= Luxemburg-Studien/Etudes luxembourgeoises, Band 3), Frankfurt a.M.: Peter-Lang.
- Statec (2012): Luxemburg in Zahlen, Luxemburg: Statec.
- Statec (2013): Luxemburg in Zahlen. Ausgabe 2013, Luxemburg: Statec.
- Strüver, Anke (2010): »KörperMachtRaum und RaumMachtKörper: Bedeutungsverflechtungen von Körpern und Räumen«, in: Sybille Bauriedl/Michaela Schier/Anke Strüver (Hg.), Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundung von Vielfalt und Differenz im spatial turn, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 217-237.
- Sustainable Development Commission (SDC) (2009): Setting the Table: Advice to Government on Priority Elements of Sustainable Diets, London: Sustainable Development Commission.
- Tenfelde, Klaus (1991): »Ende der Arbeiterkultur: Das Echo auf eine These«, in: Wolfgang Kabuschka/Gottfried Korff/Bernd Jürgen Warneken (Hg.), Arbeiterkultur seit 1945. Ende oder Veränderung?, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, S. 19-30.
- Trausch, Gilbert (2000): L'ARBED dans la société luxembourgeoise, Luxemburg: V. Bruck.
- Vaughan, Laura/Griffiths, Sam/Haklay, Muki/Jones, Catherine Emma (2009): »Do the Suburbs Exist? Discovering Complexity and Specificity in Suburban Built Form«, in: Transactions of the Institute of British Geographers 34, S. 475-488.
- Vicenzotti, Vera (2011): Der »Zwischenstadt«-Diskurs. Eine Analyse zwischen Wildnis, Kulturlandschaft und Stadt, Bielefeld: transcript.
- Walde, Elisabeth/Kainrath, Barbara (Hg.) (2007): Die Selbstdarstellung der römischen Gesellschaft in den Provinzen im Spiegel der Steindenkmäler. IX. internationales Kolloquium über Probleme des provinzialrömischen Kunstschaffens, Innsbruck: Innsbruck University Press.
- Wastl-Walter, Doris (2010): Gender Geographien. Geschlecht und Raum als soziale Konstruktionen, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Weichhart, Peter (1990): Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Weimann, Britta (2013): »Überlegungen zur Entwicklung der Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Luxemburg«, in: Heinz Sieburg (Hg.), Vielfalt der Sprachen – Varianz der Perspektiven. Zur Geschichte und Gegenwart der Luxemburger Mehrsprachigkeit (= Interkulturalität. Studien zu Sprache, Literatur und Gesellschaft, Band 3), Bielefeld: transcript, S. 251-262.

- Welzer, Harald/Moller, Sabine/Tschuggnall, Karoline (2002): »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis (= Die Zeit des Nationalsozialismus, Band 15515), Frankfurt a.M.: Fischer.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): *Doing Gender*, in: *Gender & Society*. Official Publication of Sociologists for Women in Society 1, S. 125-151.
- Wille, Christian (2009): »Eine namenlose Region«, in: *Forum* 288, S. 30-31.
- Wille, Christian (2010): »»Doing Grande Région.« Espace entre transgression et construction à l'exemple du frontalière», in: Gaëlle Crenn/Jean-Luc Deshayes (Hg.), *La construction des territoires en Europe. Luxembourg et Grande Région: Avis de recherches*, Nancy: Presses universitaires de Nancy, S. 81-93.
- Wille, Christian (2012): *Grenzgänger und Räume der Grenze. Raumkonstruktionen in der Großregion SaarLorLux (= Luxemburg-Studien/Etudes luxembourgeoises, Band 1)*, Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Wineburg, Sam (2001): »Sinn machen: Wie Erinnerung zwischen den Generationen gebildet wird«, in: Harald Welzer (Hg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 179-204.
- Woods, Michael (2007): »Engaging the Global Countryside: Globalization, Hybridity and the Reconstitution of Rural Place«, in: *Progress in Human Geography* 31/4, S. 485-507.
- Wucherpennig, Claudia (2010): »Geschlechterkonstruktionen und öffentlicher Raum«, in: Sybille Bauriedl/Michaela Schier/Anke Strüver (Hg.), *Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundung von Vielfalt und Differenz im spatial turn*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 48-74.
- Young, Doug/Wood, Patricia/Keil, Roger (2011): *In-Between Infrastructure: Urban Connectivity in an Age of Vulnerability*, Toronto: Praxis (e)Press.
- Zanker, Paul (1975): »Grabreliefs römischer Freigelassener«, in: *Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts* 90, S. 267-315.

